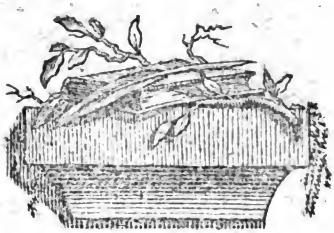
Kritische Nachrichten

von kleinern theologischen, philosophischen, historischen und philologischen Schriften.

Herausgegeben von

Gottlieb-Christoph Harleß,
Hofrath und öffentlichem Lehrer auf der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen.



Des ersten Bandes drittes Stück.

Hof,
im Verlag der Vierlingischen Buchhandlung 1783.

Digitized by Google

Digitized by Google

Im dritten Stück.

1. Ueber das Studium der Moral ꝛc. von Joh. Georg Friedrich Pabst S. 341
2. Chr. Daniel Beck, commentatio *de fontibus, unde sententiae et coniecturae de creatione et prima facie orbis terrarum ducuntur* etc. 358
3. Jerem. Jacob. Oberlini Alsatia litterata sub Celtis, Romanis, Francis. 366
4. Erhard. Christ. Bezzelii Spicilegium de Butigulariis Norimbergensibus 371
5. Io. Carolus Zeune Varietatem lectionis in tres Aeschyli tragoedias priores ex Cod. Viteb. recenset. 372
6. Varietatem lectionis in Euripidis Hecubam ex Cod. Viteb. proponit I. Carl. Zeune 373
7. D. Gottfried Schützens öffentliche Ankündigung die Hamburg. Bibliothek ꝛc. 374

Digitized by Google

8. M. Karl Phil. Mich. Snell Nachricht von der Verfaſſung der Domſchule zu Riga S. 377
9. De tutela Galliae Regum diſp. chaſtel. 379
10. S. Fr. Nath. Morus diſp. ad loc. Paul. 1 Cor. 15. 35 — 55. 385
11. Io. Aug. Noeſſelt Prol. in Euang. Ioh. Cap. XVII. 397
12. De iudicio ſuper poenis div. recte formando: diſp. M. Maur. Guil. Schleſier 403
13. Schulſtudien-Plan von Joh. Fr. Facius 411
14. Gedanken über die Satyre, und ihrem Einfluß in die Beſſerung der Sitten von Joh. Ge. Purmann 416
15. De deſcenſu Chriſti ad inferos diſſertat. Heinr. Gotth. Oertel 421
16. Verſuch zur Landesgeſchichte Mangersreuth betreffend von J. Chr. Jahn 428
17. Schediaſma de iureiurando ex mente hebraeorum Io. Georg. Purmanni 430
18. De eo, quod in religione vim rationis ſuperat. Commentat. tertia Danovii 433
19. Kurze Römiſche Geſchichte von Joh. H. M. Erneſti 436
20. Diſſert. philol. de paralleliſmo ſententiarum M. Ioh. Fried. Schleuſneri. 438
21. M. Ioh. Melch. Fabri commentat. ſuper Lucretii prooemio. 442
22.

22. Ueber die redende Grazie, zweyt. drittes Stück von M. J. Fr. Degen S. 446
23. Hr. Hofr. Harles Lobrede auf Hrn. von Buirette 447
24. Animadverſiones ad quaedam loca Jobi auct. Chr. Fr. Schnurrer. 448
25. Salomons Lieder von Joh. Frid. Schlez. 459
26. Erläuterungen über den Anakreon von Joh. G. S. Schwabe 361
27. Variae lectt. in Q. Serenum Sammonic. a Grunero collectae 463
28. Oribaſii Medicin. Collector. Lib. I. 464
29. De Alcaeo, Commentatt. I. II. III. ſcripſit M. Chr. Dauid Iani. 465
30. Vertheidigung des Lateinſchreibens ꝛc. von Fr. Gedicke 467
31. M. J. M. Faber Progr. de ſimpliciori faciliorique diſcendi lat. lingvam ratione 477
32. Eine Vorleſung zum Andenken — Hrn. Adv. Weinreichs. 480
33. Eccius de vita Henr. Gottl. Frankii. 480
34. M. J. Ad. Schaefer Obſervatt. miſcell. in Plinii Panegyricum. 483
35. Vorläufige Gedanken von den Schulen der alten Deutſchen von Joh. Phil. Raßdörfer. 485
36. De analogia hiſtorica diſp. I. Gottl. Draſdo. 487

Digitized by Google

37. Etwas über die neuſten Ueberſetzerfabriken ꝛc. S. 496

38. Reichelii Proluſ. de germanicis veterum auctorum, ſigillatim de T. Livii verſionibus. 505

39. Pacis Dei, omnem exſuperantis mentem Philipp. IV, 7. notio evoluitur von Blaſche 508

40. M. G. N. Brehm, über die gemeinnützigſte Bildung des feinern Bürgers. 512

41. Alexand. Popes freundſ. und litter. Briefwechſel. Erſte Abtheilung 522

I.

Ueber das Studium der Moral und einige vorzügliche Eigenschaften ihres Lehrers von Johann Georg Friedrich Pabst.

Der Patriot, dem es schon nicht gleichgültig ist, wenn nur eine geringe Anzahl von Ideen bei einem Menschen erweckt werden, die über lang oder kurz zu edlen Absichten und Gegenständen mit hinwirken könnten; der Patriot, dem es zur Lieblingsbeschäftigung geworden, sich über die Erhöhung der Summe von Glückseligkeit in der Welt zu freuen, muß sicher mit den frohesten Gefühlen durchdrungen werden, wenn er höret, wie der ernstvolle, der gereifte Denker, **Moses Mendelssohn**, das **Daseyn der glücklichern Periode der Sittenlehre**, im höhern Tone, ankündigt.

„Die Sittenlehre hat sich auf den Flügeln, die ihr **Wolf**, **Baumgarten** (und unter den noch neuern Weltweisen, **Feder** und **Platner**) noch hinzusezten, zu einer Höhe empor geschwungen, auf welcher sie die Ausländer noch, ohne Schwindel, nicht betrachten können. So sehr uns die Alten und ihre Nachahmer unter den Neuern überlegen sind, wenn Sittensprüche fein gedrechselt, oder Characterе maleriſch geſchildert werden ſollen; eben ſo ſehr

unterscheiden sich unsere Weltweisen, wenn von einer Wissenschaft der Sitten die Rede ist, die sich den übrigen Theilen der Weltweißheit anschliesen, und so wie sie, auf den ersten Grundwahrheiten der menschlichen Erkenntniß gebaut seyn soll. Die Seelenlehre, Moral und das Recht der Natur waren bis zu unsern Zeiten drei besondere Ströme, die keine Gemeinschaft mit einander hatten. Wolf stieg zu ihrer Quelle hinauf, und fand, daß man unweit derselben aus dem einen in den andern schiffen könne.

Allein dieses Schwungs ohnerachtet, kan sie sich doch nicht in ihrer Höhe erhalten. Sie scheint, leider! durch die Fesseln der Systeme noch zu sehr gehemmt, die nur erst hie und da furchtlose Helden ihr abzunehmen, gewagt haben. * Selbst ihr längst

* Ich fand in einer Münsterischen Verordnung, was und wie? — die Mönche studieren sollen, und die im Schlözerischen Briefwechsel 1780, Heft 37 und 38 eingerückt ist, unter andern reinen Wahrheiten auch diese: „In der Seelenlehre hatte man öde Schul-Terminologie, Zänkereien, Distinktionen, wobei man sich untereinander nicht mehr verstand, und eine trockene Abzehlung der Scholastiker und Casuisten pro und contra, zur Hauptsache gemacht. Und so brachte man in die Seelsorge unvollständige Begriffe, und ieder seine Vorurtheile und übertriebene Schärfe oder Laxität. An statt dieses unnützen Zeitverderbens, welches der Sittenlehre so viel geschadet hat, sollen sie die natürlichen und geoffenbahrten Wahrheiten im Zusammenhang

längst entschiedener Werth muß sich herabwürdigen lassen, weil ihr Einfluß, so wie sie gewöhnlich getrieben wird, der sittlichen Aufklärung allerdings mehr nachtheilig als vortheilhaft werden kan.

Moral! ie nun! sie wird z. B. auf Akademien im lezten halben Jahre, oder von dem, der gerne bald ein Canzel-Schwäzer seyn möchte, wohl gar im ersten des akademischen Lebens ein für allemal gehört, und so in dieser beliebigen Kürze, die wichtige und überdiß so angenehme Wissenschaft, von den künftigen Aerzten, Rechtslehrern, Staatsmännern und Religionslehrern, auf eine und eben dieselbe Weise, für das ganze künftige Leben erlernt. Ich würde undankbar für viele der frohesten Stunden meines Lebens seyn, wenn ich damit überhaupt moralische Vorlesungen, die auf Akademien gehalten werden, wolte herabzusetzen suchen. Ihr Nutzen, wird durch die Platner, Feder, Eberhard, Succov und andere vortrefliche Männer immer mehr sichtbar; aber eben diese gründlichen Männer beweisen durch ihre Beispiele, daß zu einem Moralisten, das

 ist,

hang studieren, und von allen Sätzen der Sittenlehre, sich deutliche und bestimmte Begriffe zu erwerben suchen, und insonderheit, den Menschen kennen lernen; indem ohne dessen gründliche Kenntniß, weder die moralischen Wahrheiten vollständig studiert, noch richtig angewand werden können. — — Worte, die iedem, auch lutherischen Mönchen, welche die moralischen Predigten ihrer Brüder so gerne abkanzeln, bestens zu empfehlen sind.

ist, zu einem Manne, der den wahren Gehalt eines Menschen prüfen und seine sittlichen Aeuserungen, nach Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit beurtheilen will, der sichs zum eigentlichen Geschäfte gemacht hat, die Sitten der Menschheit zu verbessern, gegen umher schleichende Laster zu wachen und andere durch seinen Wandel und Grundsätze anzuführen, wie sie sich auf gleiche Weise zu diesem Geschäfte tüchtig machen sollen; daß, sag' ich, zu einem solchen weit mehr gehöre, als gewöhnliche Vorlesungen, darinnen alte Systeme anatomirt und neue entfleischte Skelets wieder zusammen gehängt werden. Viele, die ich einst Moral studieren sah, schnapten entweder blos nach gründeten Definitionen, oder blieben an bloßen Beispielen hängen; andere benützten sie blos als ErbauungsStunden und schienen bei diesem allerdings beträchtlichen Vortheil, doch den weit wichtigern, der auch ienen immer mehr Nahrung gibt, gänzlich vergessen zu haben, nemlich zu lernen, einst selbst spähende Blicke in die geheimen Tiefen der Herzen, wo die Absichten und Triebfedern der menschlichen Handlungen wie die versteckteften Maschienen würken, unbemerkt wagen und alsdann ein gründliches Urtheil über sittliche Erscheinungen, über Wahrheit und Täuschung der Herzen, fällen zu können.

Ich hörte nicht selten diese schöne Wissenschaft blos aus dem Grunde anfeinden, weil die in ihr gehaltenen Vorlesungen zu sehr nach den homiletischen

schen Formen gemodelt gewesen. Man wolte daher lieber nach seinen feurigen Gefühl und Empfindungen für alles Schöne und Gute, als nach Grundsätzen, die ihren Mann bei der Anwendung so oft lächerlich zu machen pflegten, sich und alle andere beurtheilen.

So viel ist immer gewiß, daß die Moral mehr im Leben für das Leben, als in der Schule gelernt werden muß, wenn sie anders dasienige zum Glück der Menschheit beitragen soll, was sie würklich beitragen kan. Hinweg mit den steifen Sätzen, die blos auf der Studierstube, bei der düstern Lampe, nach veralteten Sitten, Zeiten und Verhältnissen der Menschen gegen einander, zugespizt wurden! Soll sich das lebende und künftige Geschlecht nach diesen beurtheilen lassen; — So müßt' es auch erst wieder in seinem alten Aufzuge dargestellt werden können; denn auserdem ist des Moralisten Urtheil — Sünde. Glücklicher wird man in dieser Wissenschaft seyn, wenn man den Menschen kennen zu lernen suchete, wie er zu allen Zeiten beschaffen gewesen ist; wenn man die Dinge, welche auf seinen sittlichen Zustand den mächtigsten Einfluß hatten, sorgfältig aufsuchet, wie sie der scharfsehende Frank in seiner medicinischen Policey so meisterhaft aufgesucht und niedergeschrieben hat; wenn man dann in den Labyrinthen unsers Jahrhunderts vorzüglich herumwandeln und den lebenden Geschlechtern mit einem forschenden Blicke folgen, sie mögen vor Ih-

ren Augen in der Nähe oder Ferne vorüber fliegen. Die Resultate der Beobachtungen müssen aber erst nach der strengsten Prüfung, den Zeitgenossen aufgestellt werden, und zwar in einem Gewande, dessen Reitze und natürliche Anpassung an die Natur der Menschen, ieden Vorübergehenden darauf aufmerksam macht. Es sind güldene Worte, die Schloßer schrieb *: „Die beste Moral ist die, welche die natürlichen Folgen der meisten Handlungen in den meisten Umständen mit der grösten Wahrheit darlegt. Die meisten Moralisten haben den Menschen unter die Hypothese gesezt, und deswegen immer zu viel, und immer zu wenig gesagt. „ Wenn der Lehrer der Moral, seine Bestimmung erreicht und den Verstand mit Weißheit eben so aufzuklären, als das Herz mit Tugend zu beleben weiß; so hat er in meinen Augen und ich glaube in den Augen aller Rechtschaffenen, einen nicht geringen Werth. Sein Geist, immer mit den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, der er die Gottähnlichkeit zum Ziele macht, beschäftigt, immer mit dem Glanze der Tugend, in dem er wallet und wirket, von neuem belebt; immer im Kampfe gegen das verheerende Laster, mit Muth, Stärke und Thätigkeit gerüstet, und durch Siege immer, wie alle wirkende Kräfte, standhafter und vollkommener, ist für mich das Glied in der Reihe der Dinge, welches Menschen und seelgere Geister verbindet.

Ich

* Skize einer Moral von J. G. Schloßer, im deutschen Museum Monath März 1776.

Ich muß aber auch bekennen, und man wird es aus meiner enthusiastischen Verehrung eines solchen Mannes immer besser schliesen können, daß ich von einem Lehrer der Moral (und auch hier mein' ich nicht blos den, der auf den akademischen Lehrstuhl stehet) freilich etwas mehr verlange, als mancher unserer alltags Moralisten zu leisten pflegt. Nie werd ich meine Hochachtung an einen solchen verschwenden, der aus seinen zusammen gestoppelten korpulenten Heften, unbekannt mit allem, was ausser seinen vier Wänden in der Welt vorgehet, doch ein gieriges Häuflein, das er aufmerksam auf Welt, Gott und Zukunft machen sollte, eine Stunde lang, wo nicht bis zum Schlafen, doch bis zum Gähnen müde schwazt; nie an den, der dasselbe mit Dichterlings Floskeln oder mit künstlichen Terminologien stopft und dabei dann und wann mit satyrischer Laune, leichtsinnig über die wichtigsten und der Gottheit geheiligten Gegenstände räsonirt; nie an den, der im wortreichen PredigerTone, den tausend gut gemeinte Seufzer doch oft noch dabei unverständlich machen, als Philosoph deklamiren, aber doch die Gränzlinien zwischen Guten und Bösen nur nach seinen Empfindungen, oder hypochondrischen Anwandlungen ziehen will. Am allerwenigsten aber behagt mir der, welcher auf dem Catheder, oder Canzel, oder Gerichtsstube sein Haupt aus Andächtelei, wie ein Schilf senkt, und dabei, weil er den Menschen seine Rechte und Schwächen eben so wenig, als die billigen Foderungen Gottes an seine Geschöpfe kennt,

die übertriebenste MönchsMoral predigt, die Tugend mit pharisäischen Geberden mahlt, aber mit dieser Schönen selbst am wenigsten vertraut ist. Es wird merklich seyn, daß ich damit den moralischen Heuchler meine, der schon so schreckliche Verwüstungen im Reiche der Tugend, wenn er auch noch so heilig und mit verdreheten Augen von dessen Flore lallte, angerichtet hat. Helvetius widmete ihm, zwar in einem etwas weitläuftigern Verstande, ein ganzes Capitel, und weil man schwerlich etwas schöners und freimüthigers über diesen Gegenstand finden kan; so will ich das Wesentliche desselben hier mittheilen. Freilich geiselt Helvetius auch hier nach seiner gewöhnlichen Art, bis zum Bluten. Er versteht unter den moral. Heuchler denienigen, welcher zwar in dem Studium der Moral, durch das Verlangen, das Glück der Menschheit immer mehr zu erhöhen, unterstüzt wird, aber dabei von sich selbst zu sehr eingenommen ist. Er will sie eben so wohl an der Gleichgültigkeit, mit der sie gewisse, die Staaten verheerende Laster betrachten, als an der Heftigkeit, mit der sie Privatlaster anfallen, erkennen. Der Schild, mit dem sie sich deckten, sey der Leidenschaftliche Wunsch fürs allgemeine Beste. Es sei aber beiweiten ihr Haß gegen ein iedes Laster den Uebeln nicht gleich, welche dasselbe der Menschheit zuziehe. Nur solche sezten sie in Bewegung, die ihnen selbst schädlich wären, und verdienten also wohl Egoisten, aber nicht Moralisten zu heisen. —

Jedoch

Jedoch ich will den vortreflichen Schriftsteller im Auszuge nicht länger entstellen; es wird niemand gereuen, denselben in moralischer Hinsicht, oft und besonders bei reifern Jahren gelesen zu haben. Hier sah ich auf das 14—24 Capitel seines 2ten Disk. zurück.

Ich habe mir aus diesem und aus dem Unterricht einiger anderer, für das Wohl der Menschheit sich zweckmäsig interessirender Männer, an die ich ewig mit einem Herzen voll Dankbarkeit zurück denken und die Stunden segnen werde, in denen sie mich lezten, ein Ideal von dem moralischen Lehrer zusammen gesezt, welches ich freimüthig zur Betrachtung hinstellen will, wenn sich anderst die vielleicht hie und da mit eingeschlichenen und etwas übertriebenen Zaubereien meiner Einbildungskraft, mit der Feder richtig zeichnen lassen.

Es ist eine reizende Wahrheit, die der scharfsinnige und beredte Abt in folgenden Worten ausdrückt: das gute Herz darf sich nur in einer von den Gebehrden zeigen, die ihm angebohren sind; so gehn wir von selbst seinem Besitzer entgegen, um ihn zu umarmen. Und dieß ist diejenige magnetische Kraft, die ich einem jeden, der ein Lehrer der Religion und Sitten mit glücklichem Erfolg werden will, vorzüglich wünsche. Es äusert sich, „wenn eine blühende Fantasei, von einer feinen Organisation begleitet, durch keine tyrannische Leidenschaft bezwungen wird. Wo diß vorhanden ist, läßt sich das Wohlwollen,

dessen Wirkungen eigentlich die vernünftigen Wohlthaten für das ganze menschliche Geschlecht sind, leichte einflösen. Dem Besitzer des leztern lohnet ein froher Muth von innen, so, wie von aussen der auf iedem Gesichte ihm freundlich lächelnde Ruhm. Doch! ich scheine beinahe vergessen zu haben, daß meine Leser gröstentheils, des liebenswürdigsten Abts Theorie vom guten Herzen, eben so wohl als ich kennen; denn welcher, dem Verdienst entschlossen zuwandelnde Jüngling und Mann sollte nicht auch ienen Schriftsteller unter andern mit zum Führer nehmen? Ich kan also, ohne noch etwas vom guten Herzen zu sagen, ganz getrost fragen, ob man nicht mit mir, einen Mann, unter dessen Brust, ein solches Herz schlägt, vor allen lieb gewinnen würde?

Ich seh' es zwar einigen an, was sie mir gerne einwenden möchten. „Ein Mann mit einem guten Herzen, sey drum noch kein tugendhafter Mann — und man hat vollkommen recht. Ich geb selbst diß zu, daß der Schatz des guten Herzens, wenn ihn nicht bald und stark Tugend und Weißheit bewachen, und damit wuchern, für seinen Besitzer nicht nur ganz todt bleiben, sondern wohl gar höchst gefährlich werden kan. Man kan sich diesen bekannten, aber heut zu Tag durch den Sprachgebrauch etwas entstellten Satz, durch ein merkwürdiges Beispiel aus der Kirchen-Geschichte des zweiten Jahrhunderts, erklären.

Arius

Arius Montanus, ein schwermüthiger, mürrischer und überaus strenger Mann, hatte, nach den geprüften Urtheilen seiner gründlichsten Kenner, von Natur ein gutes Herz. Allein durch sein ehrgeitziges Bestreben, sich auf einer neuen Laufbahn hervorzuthun; durch seine zwar feurige Einbildungskraft, aber ziemlich mäßigen Verstand, war er, iener guten Grundlage ohnerachtet, doch nur ein unzeitiger Tadler der unschuldigsten Handlungen und Gebräuche; ein übertrieben harter Sittenrichter der Christen; ein mit heiligen Blendwerk täuschender Schwärmer.

Jedoch alles diß verringert bei dem, der bei der Bestimmung des Werths eines guten Herzens, diesen Einwurf schon mit in Anschlag brachte, nichts von denselben; denn es folgt nur so viel, daß bei solchen weder Moralität noch Belohnung statt finde.

Solte ein Mann, der bey einer guten leicht empfänglichen Seele, bei einem glücklichen und mit dieser ganz harmonisch organisirten Körper, die Angelegenheiten der Menschheit, ihre Leiden und Freuden, so leicht zu empfinden fähig ist; der so viel Anlage zu den erhabensten Gesinnungen, zu den edelsten Tugenden und eigentlichen Patriotismus in sich trägt und leichter, als hundert andere, diß alles zur Wirksamkeit kan gedeien lassen; der niedrige Leidenschaften entweder gar nicht kennt, oder sie doch in ihrer Geburt zu ersticken sucht; der mit den Reizen seiner für andere genährten Empfindnisse, nie sättigt, sondern

iedem

iedem Zuschauer, den unwiderstehlichen Beifall abnöthiget: du bist mein Freund! solte ein solcher Mann, wenn ihn dabei das Licht seines Verstandes leitet, nicht mehr als ieder andere, der von ienem allen entblöset, nur noch um dürftigen Witz, verzierten Geschmack und flüchtige Laune buhlt, zur Aufklärung des Verstandes und Herzens tüchtig erfunden werden? Der feinste und durchdringlichste Verstand hat schon oft eine Zeitlang die Rolle des guten Herzens unter einer Maske zu spielen und die Zuschauer der Welt auf eine Art zu täuschen gesucht, deren Entdeckung ihm am Ende, immer weder angenehm noch vortheilhaft gewesen ist. Ich berühre diß nur, um den Werth desselben, den man sehr oft, ich glaub' aus einem unrecht verstandenen dogmatischen Grunde, etwas zu tief herab gewürdiget hat, richtiger schätzen zu lehren.

Kommt nun zu diesen guten wohlwollenden Herzen eines Mannes, noch ein fester tugendhafter Charakter, der unveränderlich mit einem Gottähnlichen Bestreben, Religion, Wahrheit und Tugend auch Uebereinstimmung seines Wandels zu verbreiten suchet, mit welchem Nachdruck wird ein solcher seine Lehrsätze vortragen und in die Herzen der mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllten Jünglinge eindrücken?

Aus dieser Quelle strömte Gellerts Seegen auf die Zuhörer und Leser seiner Moral; ein Seegen der nicht versiegen wird, so lange die Nation gegen ihren Lieblings-Schriftsteller nicht gleichgültig sich beträgt.

Noch

Noch reden seine besten Schüler mit einem edlen Enthusiasmus von seinem Unterrichte und mehr als einem sah ich Freuden- und Dankes-Thränen in die Augen dringen, wenn sie die reizende Groupe zu mahlen suchten, wie einst der gutmüthige, der streng tugendhafte Mann, so in der Mitte von 300 bis 400 Jünglingen mit dem siechen Cörper, aber desto gesundern Seele auftrat und ihnen die Pflichten ihres Lebens sowohl durch Beweise der Vernunft, als auch durch die Aussprüche des Herzens u. des Gewissens, ia! Dank sey es dem Seeligen vor dem Throne der Gottheit! der ihnen diese Pflichten selbst durch die Stimme der geoffenbarten Religion, theuer und angenehm zu machen suchte. Auch der Moral wegen, (ich weiß daß er kein vollständiges System geliefert, auch nicht hat liefern wollen,) verdient Gellert seinen Platz unter den Helden des Verdienstes, den ihm Abt der Fabel wegen angewiesen hat. Sein frommes Beyspiel — o! wie lange wird es noch in iener Stadt, wo er lebte und starb — wie lange noch in allen den Ländern wirken, in welchen weit umher seine Zuhörer und Freunde verbreitet sind. —

Hängt

* Es ist wahre Entehrung für unser Zeitalter, wenn in demselben so viele den frommen Philosophen nicht mehr goutiren (man verzeihe mir diß ausländische Wort, es gehöret für die durch die ausländischen Ragouts verderbten Mägen); wenn ihm die Kraft Genies unserer Romanhaften Jünglinge ganz kaltblütig aus den Händen fallen lassen, und Kinder, die man sonst mit so viel Glück daraus lesen lehrte,

Hängt die Erhebung des Geistes sehr oft von der Erhabenheit und Würde des Gemüthes ab; so muß es der Moralist so weit zu bringen suchen, dieses immer in Gluth für das allgemeine Beste zu erhalten; seine Begriffe immer mehr erweitern; erheben, und ja

lehrte, ihn gar nicht mehr in die Hände bekommen. Wird sich auf diese Weise der Deutschen ihre Sprache und Geschmack, vollkommner ausbilden können, wenn seine Klaßiker den Afterköpfen in der Beurtheilung nachstehen müssen? die ganze Legion unserer schöngeisterischen Romanzen Klepper sammt allen siegwartischen Wimmerern, werden kaum im Stande seyn, eine Gellertische Fabel oder Vorlesung der Welt zu liefern. Dank, innigen Dank dem soliden Satyriker Lichtenberg, der iene schon etliche mal nach Verdienst gezüchtigt hat; für eine Stelle aber, die er ohnlängst zu schreiben gedrungen war, möcht ich dem bidern Mann, voll ächten, mit gründlichen Wissen genährten Witzes, die Hand gerne persönlich drücken können. „Mich dünkt, schrieb er, da das menschliche Leben so kurz ist, und uns zur Weißheit, Tugend und zum Vergnügen so viele Wege offen stehen; so thäten diese Menschen besser, sie läsen den seelgen Gellert, der auf eine Weise für Deutschland geschrieben hat, deren Werth man über ietziger Genie-Seherey und Genie-Flegeley, die eine so viel über, als die andere unter der Linie der Schönheit und Wahrheit weg, fast zu verkennen anfängt; Gellerten, der eben deswegen ein groser Mann war, weil er allen Ständen ohne Commentar verständlich ist, und ohne eines andern als seines eignen großen und unsterblichen Geistes Zuthun, zugleich unterrichtet, bessert und vergnügt. Eine schönere Blume konte wohl kaum in unsern Tagen auf des Dichters Grab gelegt werden, als diese ist.)

ja nie bey bloſen Schilderungen der Tugenden und Laſter ſtehen bleiben, die nur ihn intereßiren: nur er liebet oder haſſet. Mit ſeinem Wandel mus er beweiſen, daß er wirklich ſelbſt in dem Beſitz der Tugend ſein Glück finde; muß dieſes in ſeinem Beiſpiele ſo gut, als durch die mitgetheilten Grundſätze die Früchte ſeines Geiſtes, zum Genuße ſeinen Zuhörern und Beobachtern darlegen. Denn kann der Lehrer dieſes nicht, dann gute Nacht moraliſcher Prediger! von allen denen, die die Wahrheit nicht ſo wohl als den Gegenſtand, der ſie Ihnen vorträgt, ſchätzen; und deren Anzahl iſt doch beinahe immer die gröſte, ja! oft gröſſer als man vermuthen ſolte! Aus dieſem Grunde vermuthlich, ſtritte auch Wieland, ohne daß es vielleicht nöthig war, ſo ſtandhaft gegen die Aechtheit der Rouſſeauiſchen Band Anecdote, weil der warme Verehrer des Piloſophen glaubte, es möchte durch dieſelbe nicht nur der Werth des guten Herzens, ſondern auch der gedeiende Einfluß moraliſcher Werke Rouſſeaus bei den meiſten ſeiner Freunde verringert werden.

Nur der ſcharfe Denker weiß die Wahrheiten des Böſewichts gehörig zu benutzen. Der Laie läſt den beſten Redner ſtehen, wenn er zu andern Zeiten ihn hat den Tartüffen ſpielen ſehen; er kehrt ihm verachtend den Rücken und hält ſich an den frommen und biedern Mann, der aus der Fülle ſeines edlen und erhabenen Herzens, wo die Tugend länger als bei andern aufwallende Empfindungen, verweilet, wieder

andere

andere Herzen mit dem edelsten Gute des Lebens bereichert.

Auser diesen liebenswürdigen Eigenschaften, die ich immer so gerne bei dem Sittenlehrer aufsuchte, denk ich mir ihn auch noch als einen gründlichen Kenner der Laster und Fehler, welche seine Nation — und — kan er weiter dringen, auch die, welche die entferntesten Nationen verheeren. Natürlich wird er sich gedrungen von der Liebe zu seinem Vaterlande, ganz vorzüglich in diesem darnach umsehen, wo es ihm auch, wenn er mit der nöthigen Fürsicht dabei zu Werke gehet, allerdings am ersten gelingen muß.

Ich gestehe es, daß diß Geschäfte mit widerwärtigen Empfindungen öfters begleitet seyn mag — Fehler in dem Lande auszuspähen, mit dem wir oft lange aufs engste verbunden gewesen; Fehler, von deren Daseyn unsere Väter, vielleicht die nächsten Ursachen waren, und zum Fluche reifen, indem ihre Asche so gerne unsere Herzen seegnen möchten; Fehler, die uns oft an so manches verunglückte Mitglied der Vorwelt; an so manche verwahrloste Anstalt; an so manches in Schutz genommene Vorurtheil erinnern; Fehler in dem Lande, welches wir bald aus Eigenliebe, bald aus Dankbarkeit, bald aus Eigennutz, immer weit schöner, weit vollkommener zu finden pflegen, als es in der That ist — Ich gestehe es, daß diß das Herz des Patrioten nicht wenig angreifen müsse; allein diese unangenehmen,

Ge-

Gefühle, werden, durch das Bewußtseyn, etwas zum Wohl des Landes, das uns Glück und Leben gab, beigetragen zu haben, am Ende in die süssesten Empfindungen aufgelößt. Mit edlem Entschluß wird er also die Fehler der Kinderzucht; den Mißbrauch der Eide; den herrschenden Luxus; den verdorbenen Geschmack der Lektüre; das Leere und fade in den zahlreichsten Gesellschaften; den überwiegenden Hang zu irdischen Ergötzlichkeiten; die eindringende Schwelgerei; die herrschenden Vorurtheile von Ehre und Schande, Glück und Unglück; die Mängel der Polizei; die überhandnehmende Gleichgültigkeit gegen Religion und Gottesdienst; das Fehlerhafte der an das Volk gehaltenen Vorträge, und andere dergleichen polypenartige Ungeheuer des Staates aufzuspühren suchen, selten aber bei diesen Schreckbildern des menschlichen Elendes alleine stehen bleiben, sondern auch die verborgensten Quellen des Jammers, die unreinen Zuflüsse, die sie in ihrem Laufe erhalten, und welche das Laster selbst, mit aller Fürsicht im HinterGrunde versteckt hält, zu entdecken bemühet seyn. Wie diese sein forschender Blick am leichtesten auffinden werde? Diß im nächsten Stück.

II.

Ad audiendam orationem, quam adeundi muneris professorii causa a. d. XX. April cIↃIↃCCLXXXII recitabit, obseruantissime inuitat *Christian. Daniel Beck*. Praemissa est *de fontibus, vnde sententiae et coniecturae de creatione et prima facie orbis terrarum ducuntur*, commentatio. Lipsiae litteris Jacobaeeriis. 3. B. in 4.

Herr Prof. Beck, von dem seine vaterländische Universität und die gelehrte Welt recht viel Gutes zu erwarten hat, zeigt auch in dieser Abhandlung eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, große Bekanntschaft mit den alten und neuen Schriftstellern, und scharfen Beobachtungs- und Untersuchungs-Geist in Stellung und Prüfung verschiedener Meinungen. Nicht bloß als einen Philologen, sondern auch als einen Forscher der Natur lernt man ihn aus dieser gelehrten Abhandlung kennen. Sollte man auch nicht immer in allen Aeusserungen und Urtheilen mit ihm übereinstimmen, so kann bei einer so schweren und dunkeln Materie, wo Hypotheſen über Hypotheſen angebracht worden sind, bey seiner Bescheidenheit und bewiesenen eisern Fleiß, mit dem sich Scharfsinn, so selten es sonsten geschicht, brüderlich vereinigt, wol nur ein Milzsüchtiger schmähen. Auch wir erkennen seine Talente und gestehen, diese Abhandlung mit Nutzen und Vergnügen gelesen zu haben,

haben, wenn wir gleich in manchen Stücken noch nicht überführt worden sind, und dahero einige Zweifel zur weitern Untersuchung einstreuen.

Den Anfang macht ein fast vollständiges verfertigtes Verzeichniß vieler Theologen und Physiker, welche von der Entstehung der Welt und Verbindung der Naturkenntniß mit der Mosaischen Erzählung verschieden geurtheilt haben. Diese theilen sich in drey Classen. Einige haben die Entstehung der Erde aus den Traditionen der ältesten Völker und Schriftsteller, andere aus der Mosaischen Erzählung, andere aus der Beschaffenheit der Erde und Lage derselben Theile zu erläutern gesucht. Die ältesten Traditionen, wenn sie gleich in den Cosmogonien der Phoenizier, Chaldäer, Egyptier u. a. nicht unverfälscht blieben, sind nicht zu verachten. Hieher gehört vorzüglich das Fragment des Sanchuniaton, welches aus der griechischen Uebersetzung des Philo, Eusebius aufbehalten hat. Philo habe es nicht ganz erdicht, aber er und auch Eusebius vielleicht interpolirt. Eben so wenig seyen Berosus Fragmente beym Syncellus ganz erdichtete. Hr. Meiners glaubt zwar, sie seyen aus der Mosaischen Erzählung genommen: Herr Beck aber meint, sie seyen vielmehr aus den ältesten unter den Chaldäern aufbewahrten Sagen entstanden, und selbst der symbolische und allegorische Ausdruck des Berosus zeige an, daß er die ältern Chaldäischen Schriften gelesen habe. Nach den Resten von dem Sanchuniaton und

Berosus wäre die von ältesten Traditionen entstandene alte Meynung: ehemals sey es eine rohe Masse gewesen, die der Stoff aller Dinge in sich enthalten: mit diesen habe sich ein Geist vereinigt, daraus sey eine Vermischung und gleichsam eine Gährung der Theile der Materie entstanden, welche dem Wesen der Dinge ihren Ursprung, und den ersten Menschen ihr Leben gegeben habe: oder nach dem Berosus: vom Anfang sey nur Finsterniß und eine feuchte Materie gewesen; diese habe Belus (Gott) so getheilt, daß Himmel und Erde entstanden.

Darauf erwähnt Hr. Prof. Beck mit wenigen die Meinungen der ältesten Griechen. Gegen Hrn. Meiners nimmt Hr. Beck mit Hr. Heyne an, wie wir immer auch geglaubt haben, daß vor dem Hesiod unter den Griechen Erzählungen vom Ursprung der Welt gewesen. Vom Anaxagoras sagt er in einer Note, daß er zuerst deutlich gelehrt, Gott habe alles in der Welt geordnet: die ältern hätten es nur dunkel gelehrt, man sehe aber Merkmale dieser ältesten Meinung, alles wäre ehemals vermischt gewesen: durch Gott wäre die jetzige Ordnung der Dinge entstanden. (Hr. Prof. Beck scheint durch Mosheim zum Cudworth und durch den Brucker verführt worden zu seyn, zu sagen, Anaxagoras habe zuerst deutlich den wahren Gott erkannt; die ältern hätten, aber dunkel, Gott, als den Schöpfer, oder vielmehr Bauherrn der Welt schon gelehrt. Allein die ältern, d. i. Thales, Anaximenes und Anaximander, trennten von der materi-

materiellen Ursach der Welt die formelle, d. i. Gott, noch nicht: es war bey ihnen die Lehre noch nicht, Gott habe die Welt und die Wesen darinnen geordnet. Hermotimus soll am ersten, wie es beym Aristoteles Metaph. l. 3. heißt, den wahren Gott als Bauherrn der Welt von der Materie abgesondert: Thales aber zuerst deutlich oder öffentlich diese Wahrheit gelehrt haben.

Darauf geht Hr. Prof. Beck zur Mosaischen Erzählung, und S. 9. führt er eine Menge Erklärer über die Schöpfungs-Geschichte des Moses an. Er behauptet, Moses sey bey der Erzählung derselben blos als Historiker zu betrachten: Er habe iene aus vorgewesenen Schriften bloß gesammlet und geordnet; ohne diese Nachrichten von Gott selbst bekommen zu haben. Seine Absicht wäre dabey gewesen, eine Geschichte seines Volkes, von dessen Ursprung an, zu verfertigen, und dadurch zu lehren, die Vorfahren der Juden hätten allezeit den einzigen und wahren Gott als den Schöpfer aller Dinge, verehrt, ihm gehorchet, dahero auch von ihm alle Wohlthaten bekommen: dahero empfehle er ihnen den Dienst des einzigen Gottes, und seine von Gott selbst empfangene Gesetze. Die Art der Erzählung könne man nicht dem Verstand des Moses zuschreiben; sie verrathe einen weit ältern Schriftsteller oder Tradition. Die ganze Schreibart in dem größten Theil des ersten Buchs Moses, sey von der Schreibart der übrigen Bücher sehr verschieden, wäre weit roher, kindisch

und Gott unanständig, d. i. so beschaffen, wie es von ganz sinnlich denkenden und redenden Menschen, nicht aber vom Moses erwartet werden konnte. (Dieß ist hart geurtheilt, und wird Widerspruch bekommen. Wenn ich auch zugebe, daß Moses ältere Traditionen vor sich gehabt und diese vorgetragen habe, so weiß ich doch nicht, ob man die Leitung Gottes bey Niederschreibung der Geschichte auch läugnen könne. Wo bleibt alsdann fides historica? Könnte nicht einer alsdann iede imaginirte Schöpfungs-Geschichte für wahr halten? Sollte auch in dem Ausdruck, Gott sprach, es werde Licht, und es war Licht, blos die höchste Einfalt des Alterthums, und nichts erhabenes seyn, wie Hr. B. in der 19. Note vermeynt?) Ferner behauptet er, die Erzählung selbsten passe nicht zu der bessern Kenntniß, die Moses vom Gott gehabt, weil Gott als ein Bauherr vorgestellt werde, der sechs Tage zur Schöpfung nöthig gehabt, welches seiner Macht unanständig schiene, (wol doch der sinnlichen und poetischen Sprache angemessen?) und weil vieles den Lehrsätzen der Physick, besonders, daß das Licht vor der Sonne gewesen seyn soll, nicht angemessen sey. (Allein kann ienes nicht von verschiedener Art gewesen seyn?) Doch wären unter den sechs Tagen nach einer Tradition eigentlich Tage zu verstehen: wie viele Stunden aber auf einen solchen Tag zu rechnen sey, wisse man nicht. Nähme man eigentliche Tage, nach unserer Rechnung an, so würden die Geschöpfe alle Kräuter, und die Fleischfressende Thiere alles Vieh bald verzehrt haben. (Das

letztere,

letztere, dächte ich, ließ sich doch noch heben.) Diejenigen, welche Moses Erzählung nach Physischen oder gar chemischen Grundsätzen zu erklären suchen, legten Moses eine grössere Natur-Kenntniß bey, als sie damals seyn konnte, oder nothwendig, oder den Juden, für welche Moses schriebe, oder ihm selbsten nützlich gewesen sey. Ihm war genug, so viel aufzuzeichnen, als den Juden, nicht aber uns, vom Ursprung der Welt zu wissen nöthig war. Daraus folge, Moses habe keine ganz vollkommene Schöpfungs-Geschichte schreiben können und wollen: Moses rede nicht von der Schöpfung des Weltalls, ausser etwa im ersten Vers, sondern von der Schöpfung unserer bewohnten Welt, (dieß glaube ich auch, dahero hat Moses nichts von dem Daseyn der Engel und bösen Geister gesagt, die vorhero bey einer andern Schöpfung schon gewesen seyn mögen, besonders Asiens: Moses Worte wären aber nicht von der Restitution einer ehemals bewohnten Welt, sondern von der ersten Schöpfung, nähmlich dieser Welt, so verstehe ich es, zu verstehen. Ich glaube auch, daß Moses nicht von einer solchen Wiederherstellung rede, weil es seiner und Gottes Absicht nicht gemäs war: ob aber davon der Grund sey, weil die Juden dadurch leicht auf die Meinung von einer ewigen Welt hätten kommen können, daran zweifle ich. Sie wußten nun, die gewisse Lehre, der ewige Gott hat die Welt geschaffen: so deutlich wußten sie die ältern Philosophen nicht, welche eine ewige Welt annahmen. Wenn sie die Lehre von Gott so rein gewußt hätten, als die Juden durch

Moſes davon überführt wurden, ſo würden ſie wol nicht auf iene Grille verfallen ſeyn.)

Woher hat Moſes ſeine Nachrichten geſchöpft? Aus Traditionen, alten Liedern und Schriften, ſagt Hr. B. (aus Schriften? wo waren ſie, da Taut, alſo einige, wenige hundert Jahre vor Moſen, zuerſt die Schriftzüge erfunden hat, und die Juden mit den Egyptiern keine Gemeinſchaft gehabt? wären unter den Egyptiern ſchriftliche Aufſätze von der wahren Entſtehung und Schöpfung der Welt geweſen, wie kam es, daß ſie mit ihren Nachbarn ſo finſter blieben? Wer unter den Juden ſollte die Genealogien, die erſten Völkerwanderungen und Leben der Patriarchen aufgezeichnet haben? Ich wollte alſo lieber Traditionen und Volkslieder allein annehmen: dieſe konnten mit der Zeit Zuſätze und Corruptionen in Anſehung der Lehre leichter bekommen haben. Verſteht Hr. B. unter Schriften die ſymboliſchen und hieroglyphiſchen Züge, ſo ſehe ich nicht, wie bey dieſen chronologiſche Fehler haben entſtehen können: wol aber bey den erſtern, woraus auch die Verſchiedenheit des Stils und Wiederhohlung der nämlichen Geſchichten leichter begriffen wird.) Mit Hr. B. halte ich es für gegründeter, gegen Hr. Pr. Eichhorn, daß Moſes die vorhandenen Sagen zuſammen geſtellt habe: daher kommt noch der alte poetiſche Stil, worüber Hr. B. viel Gutes bemerkt, woher aber die Geſchichte von ſechs Tagen gekommen, und warum ſechs Tage zu Schöpfungs-Tagen gewählt worden ſeyn, iſt Hrn. B. dunkel.

dunkel. (Vielleicht war in den Volksliedern oder Traditionen das Wort Tag in einer ältern Bedeutung, daß es hieß, gewisser Zeitraum, Periode, später hin mag das Wort Tag eine eingeschränktere Bedeutung bekommen haben, und Moses behielte vielleicht dieß Wort bey in einem schon eingeschränktern Sinn, um die Juden an die genaue und festgesetzte Beobachtung des Sabbaths zu gewöhnen oder vielmehr zu binden. Freylich bestünde damit die S. 13. gemachte Behauptung nicht ganz, daß eigentliche Tage zu verstehen sind. Es ist aber auch nur unsere muthmaßliche Auflösung des Zweifels. Juden und ältere mögen auch eigentliche Tage verstanden haben.) Zuletzt kommt Hr. B. auf die Erklärungsart vieler neuer Physiker. Er bemerkt richtig, daß unsere jetzige Welt nicht ältern Ursprungs sey, als sie Moses beschrieben, daß ehemals alles mit Wasser bedeckt, unsere ietzige Erde der Boden des Meeres gewesen, und daraus allmählich emporgestiegen sey. Er muthmaßt, daß schon einige Arten der Thiere lange vor den Menschen die Erde bewohnt haben ꝛc. In diesem Abschnitt lernen wir Hrn. Beck als einen Naturfreund kennen, und müssen seine vielfache Gelehrsamkeit und Belesenheit bewundern. Doch wir müssen hier abbrechen, und empfehlen diese Abhandlung allen Schrift- und Naturforschern.

III.

Alsatia litterata sub Celtis, Romanis, Francis. Praeside *Jeremia Jacobo Oberlino*, Log. et Metaph. P. P. O. defendet *Joann. Franz*, Episcopiuillanus, d. VIII. Augusti 1782. 5 1/2 B.

Schöpflin trug vor 20 Jahren dem um die Geschichte und Philologie nunmehro sehr verdienten Herrn Prof. Oberlin auf, die Lebensumstände der Elsassischen Gelehrten zu sammlen, oder ein gelehrtes Elsaß zu schreiben. Fast bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts ist er mit der Geschichte gebohrner Elsasser, oder in Elsaß lebender Gelehrten fertig. Umstände, und weil solche lateinische Schriften keine MercantilSachen der Buchhändler sind, hinderten ihn an Vollendung und Edirung dieses gewiß nützlichen Werkes. Er will also, wenn es nicht an Respondenten fehlt, welche die Kosten hergeben, es nach und nach in akademischen Streitschriften ausführen. Wer wird nicht wünschen, daß er hierinnen recht glücklich seyn möge?

Es zerfällt diese Abhandlung in drey Abschnitte. Zuerst von dem Zustand der Wissenschaften im Elsaß von ihrem ersten Ursprung unter den Celten (so weit man historische Data hat) bis auf das Jahr nach der Erbauung der Stadt Rom 704; zweytens unter den Römern bis aufs Jahr Christi 496, drittens, (welches der längste Abschnitt ist, und in etliche Unter-

Unterabtheilungen zerfällt,) unter den Franken bis aufs Jahr Christi 870, wo verschiedene Gelehrte näher beschrieben werden.

Von den ersten Zeiten, welche unter den Celten und Triboccern roh waren, und ausser ihren Druiden nichts von Gelehrsamkeit hatten, konnte nur sehr weniges gesagt werden. Unter dem Caesar kamen in diese Gegend die Römer, und verbreiteten zugleich Wissenschaften und Cultur, doch zeigte sich unter ihrer Herrschaft von fünf Jahrhunderten kein gelehrter Elsasser, ohngeachtet in den benachbarten Ländern es nicht an Gelehrten fehlte. Die Alemannen giengen vor dem J. Christi 409 über den Rhein, eroberten und verwüsteten Elsaß, wo an eine Aufklärung der Wissenschaften nicht zu denken war. Nach der Schlacht bey Zülpich, im Jülichischen, (andere behaupten, bey Strasburg) im J. Christi 496 stiftete Chlodovaeus das Fränkische Reich; der Götzendienst wurde nach und nach abgeschaft, und die Wissenschaften bekamen nun Ruhe, und dadurch ihre Aufnahme im Elsaß. In einer Note (S. 6.) bemerkt Herr Oberlin, daß Herr Prof. Fischer in der Vorrede zu dem Gedicht: de prima expeditione Attilae, regis Hunnorum in Gallias, S. XII. irre, wenn er behauptet, Strasburg habe schon in der ersten Hälfte des 5ten Jahrhunderts ad Franciam Rhenanam gehört. Carl der Große suchte zwar durch Anlegung der Schulen und andere schöne Anstalten überall Licht zu verbreiten, allein, ohngeachtet

tet Elsaß große oder merkwürdige Männer im Krieg und in einigen Theilen der Gelehrsamkeit hervorbrachte, so fehlte ihnen doch noch Geschmack, Cultur der Sprache und Reichthum der Wissenschaften. S. 7. fängt nun Herr Oberlin an, die merkwürdigsten Männer und Gelehrten im 7, 8, und 9ten Jahrhundert zu erzählen, und von ihnen vortrefliche und gelehrte Nachrichten beyzubringen.

Der erste ist St. Justin, ein angeblicher Bischof von Strasburg, welchen die Bollandisten in Actis S. S. tom. I. mens. Sept. Grandidier in Histoire de l' Eglise de Strasbourg tom. I. und andere schon im vierten Jahrhundert leben lassen: Herr Oberlin verpflanzt ihn aber mit Schöpflin und mehrern ins siebente Jahrhundert. Er hat aber so wenig, als der Biulph, der vom Wimpheling angegebene 9te Bischof, etwas geschrieben hinterlassen, obgleich ihnen einiges beygeschrieben wird. Arbogastes, nicht aus Aquitanien, wie fast alle glauben, sondern aus Schottland, wurde im J. C. 673. (andere setzen schon 640. 41. 43. und 646. an,) vom Dagobert II. König in Frankreich, wegen seiner Frömmigkeit zum Bischof gemacht. Er wurde in der Folge canonisirt, und seine Gebeine als heil. Reliquien vertheilt: von seinen vorgegebenen Schriften findet man nichts.

Nun geht der Herr V. zu dem 8ten Jahrhundert, wo ein gebohrner gelehrter Elsasser erscheint, Eul-

rad,

rad, Abt zu St. Dionyß, Rath des Königs Pipin, bey dem er auch im grossen Ansehen stand, und zu verschiedenen Gesandschaften gebraucht wurde: so war er mit dem heil. Burchard an den Papst Zacharias abgeordnet, um mit ihm wegen der Absetzung des Königs Childerich zu tractiren: dem Papst Stephan II. übergab er im Namen des Königs Pipin, das Exarchat von Ravenna. Er war ein Freund des Erzbischofs von Maynz, Bonifacius: bereicherte seine Abtey, und stiftete zwey Klöster im Elsaß, eines zu Leberau, (Lievre) welches auch Fuldravillare hieß, nicht aber, wie die mehresten glauben, von Lebrahensi verschieden ist.

Er starb 784 und wird von vielen fälschlich für einen Enkel Carls des Grossen ausgegeben, oder mit einem gleiches Namen, dem Enkel des Bruders vom Carl Martell verwechselt. Im 8ten Jahrhundert hatte St. Pirmin, Erbauer vieler Klöster in Teutschland, sich lange in Elsaß aufgehalten. Darauf kommt ein anonymischer Murbacher Mönch, Verfasser des Lebens S. Leodegarii. Im 9ten §. handelt der Herr V. von fragmentis vitae S. Odiliae und dem calendario Argentoratensis ecclesiae, welche er für Producte des 8ten Jahrhunderts hält. Im 9ten Jahrhundert lehrte zu Strasburg eine Zeitlang Ermoldus Nigellus, der Verfasser eines Gedichts de rebus gestis Ludouici Pii vom Jahr 781-826. Am weitläuftigsten beschäftigt sich Herr Oberlin im 11. §. mit dem bekannten Otfried, einem

nem Benedictiner Mönch zu Weissenburg in Nieder-Elsaß, und einem Schüler des Hrabanus Maurus. Herr Oberlin zeigt, daß er im Jahr 868 noch gelebt, und in diesem Jahr sein Gedicht geendigt habe. Er war der erste teutsche Dichter, aber nicht, wie Welser in Reb. Boicis vorgiebt, der erste teutsche Schriftsteller. Sein liber Euangeliorum ist eher eine Harmonie der vier Evangelisten. Aus dem 2ten Buch 4 Cap.; die Versuchung Jesu, führt H. Oberlin eine lange Stelle von S. 27 — 35 und dann das Vater unser mit einer Uebersetzung und kurzen Anmerkungen an. Darauf giebt er von den Handschriften (davon die älteste und zu Otfrieds Zeiten geschriebene auf der Wiener Bibliothek ist) und Ausgaben (nämlich der ersten und äusserst raren, aber fehlerhaften vom Flacius Illyricus, Basel 1571. 8. und der Scherzischen in thesauro antiquitat. teutonicar.) der paraphrasirten Evangelien Nachricht.

Den Beschluß macht Achyto, oder Ahyto, oder Heyto, Hetto, Hatto oder Otto, (denn so verschieden wird sein Name geschrieben), Rath beym Carl dem Großen, und dessen Gesandter (im J. 811) an den Konstantinopolitanischen Kaiser Nicephorus. — Die Beweise und Belege zu den Sachen, worinnen H. Oberlin von andern abgieng, konnten wir nicht anführen. Da aber so viel Neues oder nicht genug bekanntes in dieser mit allem Fleiß und bewundernswürdigen Belesenheit geschriebener Abhandlung vorkommt, so wird dieser Auszug hinlänglich seyn, die Neugierde und Aufmerksamkeit der Leser zu reitzen. S.

IV.

IV.

Spicilegium de Butigulariis Norimbergenſibus ad commentationem viri immortalis Chriſtiani Gottlibii Schwarzii — — offert — *Erhardus Chriſtophorus Bezzelius*, eccleſiae Poppenreutenſis Paſtor. Altdorffii 1782. 2. B. in 4.

Herr Bezzel liefert in dieſen Gratulations-Schreiben an Hr. D. und Prof. Weiß, in Altdorf, wegen deſſen erlebten Profeſſors-Jubiläum, einen ſchönen Beytrag zu der Schwarziſchen Abhandlung, und bringt mit einer groſen Beleſenheit in diplomatiſchen und andern hieher gehörigen Büchern verſchiedenes zur Erklärung der Nürnbergiſchen Geſchichte bey; liefert auch einige bishero ungedruckte Urkunden. Er widerlegt Gundlings Anleitung des Worts von Wut, einem Wald, und Thingler, einem Richter: dann verwirft er Gundlings und Oetters Meinung, daß die Nürnbergiſchen Butigularen, Miniſterialen vom Burggrafen geweſen, ſondern hält ſie für Miniſterialen des Kaiſers und des Reichs. Er findet in einem Decret vom Kaiſer, Heinrich V. Anſpach 1108. datirt einen L (worunter Hr. Bezzel einen Luipoldus verſteht, als Purilarium de Noriberga, mithin früher, als Schwarz ſeinen erſten, Cunrad von 1220-1235. angegeben hatte. Von dieſem und noch andern mühſam aufgeſuchten und gelehrt beſchriebenen 10 Butigularen, giebt er viele Belehrungen und Erläuterungen ſeiner vaterländiſchen Geſchichte.

V.

V.

Ordinis philosophici in academia Vitebergensi Decanus *Ioannes Carolus Zeune*, Prof. gr. litt. Ord. philosophiae et artis poeticae Candidatis conferendae vtriusque laureae solemnia ad prid. Kal. Maias cIↃIↃCCLXXXI celebranda indicit et simul *Varietatem lectionis in tres Aeschyli tragoedias priores ex codice Vitebergensi recenset.* Vitebergae 2 1/4 B.

Herr Prof. Zeune fand auf der Wittenbergischen Bibliothek, einen papiernen Codex aus dem 13ten Jahrhundert ohngefehr, welcher den Lycophron mit Tzetzes Commentar. den Hesiod mit dem Commentar, den Cleord de Circulis, den ersten Theil der Euripidischen Hecuba (wovon Hr. Zeune schon eine sogleich auch anzuzeigende Abhandlung geliefert hat) und die Tragödien des Aeschylus, näml. Prometheum vinctum, septem contra Thebas und Persas mit Scholien, (welche bisweilen von den gedruckten abweichen,) enthält. Hier hat nun Hr. Prof. Zeune nach seinem bekannten Eifer für die griechische Sprache und starker Kenntniß derselben die guten und schlechten Varianten aus Aeschylus bemeldeten Tragödien nebst den ungedruckten Scholien bekannt gemacht, und häufige Beurtheilungen in der größten Kürze beygefügt. Da Hr. Prof. Schütz in seiner Ausgabe des ersten tragischen Dichters schon Gebrauch davon gemacht hat, so wollen wir nur den Wunsch beyfügen, daß Hr. Prof. Zeune uns von den übrigen Stücken seines Manuscripts die Abweichungen und seine Bemerkungen mittheilen möge. S.

VI.

Varietatem lectionis in Euripidis Hecubam ex codice academiae Vitebergensis proponit, et vitas virorum doctissimorum, quibus summi in philosophia honores prid. Kal. Maias CIↃIↃCCLXXXI tributi sunt, enarrat, *Ioan. Carl Zeune* etc. Vitebergae 3 1/2 B.

Die mitgetheilten Varianten füllen nur einen Bogen: auf den übrigen die Lebensbeschreibungen, unter welchen der iubilirende Hr. Abt Jerusalem, (der also nunmehro vor 52 Jahren die Magister-Würde auf der Wittenbergischen Universität erhalten hatte), dann unter den neuern Herr Gottlob August Baumgarten Crusius die merkwürdigsten sind. Sein rechter Vater hieß Baumgarten, Cantor zu Pönig, nach dessen Tod heurathete seine Mutter den Geistlichen zu Mitweida, M. Christoph Crusius. Dieser adoptirte nun den iungen Baumgarten, dahero iener nun den gedoppelten Namen, Baumgarten Crusius, empfinge. Dieser Umstand wird vielleicht wenigen von denen, welche die Schriften dieses schönen Historikers schätzen, bekannt seyn. — Was die Varianten bey der Hecuba des Euripides anbetrift, so sind darunter einige recht gute: und Hr. Prof. Zeune macht bey vielen, zwar sehr kurze, allein doch brauchbare und Kennern verständl. Bemerkungen. Zur Probe wollen wir nur einige anführen. Im 16. v. kommt von Troia vor γῆς ὄχισμα]α; das letzte Wort war vielen ein Anstoß: der beym Wittenberg. Codex befindliche

Scholiast erklärt es, wie mich deucht, richtig τὰ τείχη: und vielleicht kann man dabey der Critik des Scaligers entbehren; da iener ἐρείσμα]α, fulcra, columina änderte, ein Gelehrter im Museo Turicens. 1782. S. 158. billigte, oder die gewöhnliche Lesart von den Gränz-Oertern und Bevestigungs-Werken des Troianischen Reichs verstehen wollte. Beydes ist unnöthig. V. 101. ist προλιπὼν wie Critiker schon ändern wollten. Vers 144. hat das Mspt. μαχῶν, allein Hr. Z. bemerkt, daß μαζῶν und μαχῶν vom beyden Geschlechte gebraucht werde: welches nachhero ein Gelehrter im Museo Turic. S. 166. umständlich gegen Brunk bewiesen hat. Doch genug. S.

VII.

Oeffentliche Ankündigung, die Hamburgische Stadt-Bibliothek soll künftig noch gemeinnüziger gemacht werden, als sie schon bisher gewesen ist, und in dieser Absicht soll sie künftig wöchentlich zweymal Mittwochs und Sonnabends im Sommer von 3 bis 5 und im Winter von 2 bis 4 Uhr in den Nachmittagsstunden allen und ieden Kennern und Liebhabern gelehrter Schätze offen stehen. — — — daß mit der wirklichen Eröfnung am nächstkünftigen 11. Julii 1781 der Anfang gemacht werden solle, zeigt

zeigt durch diese Schrift ehrerbietigst und freundschaftlichst an D. Gottfried Schütze, Professor und erster Bibliothekarius. Hamburg gedruckt von J. C. Piscator. 16. S. in 4.

Die Absicht dieser Blätter sieht man aus der Aufschrift. Der verdienstvolle Hr. D. Schütze sagt zuerst einige richtige und freymüthige Gedanken über das ietzo zur Mode gewordene Urtheil ächter und unächt. Schriftsteller, der Vortrag und die Lehren müssen den Bedürfnissen der Zeit angemessen seyn: womit manche, in der Theologie besonders, die Auswüchse ihres eingebildeten Genies beschönigen und bedecken wollen. Darauf zeigt er, daß öffentliche Bibliotheken, und deren Gemeinnützmachung, als wahre Bedürfnisse unsers Zeitalters betrachtet werden müssen. Der Gelehrte braucht ietzo mehr Aufwand, entweder weil alles, auch Bücher theuerer worden sind, oder weil er verzärtelt ist, oder den Luxus der Welt mitmachen will. Welcher also sich nicht nach der ietzigen galanten Mode nur superficielle Kenntnisse verschaffen, und seine Gelehrsamkeit aus ein paar Journalen hohlen will, kann sich die alten, besonders kostbaren, Werke nicht kaufen: für diese sind öffentliche Bibliotheken ein grosses unentbehrliches Bedürfnis. — Hr. D. Schütz hat die Geschichte der öffentlichen Stadt-Bibliothek zu Hamburg schon im 6ten Band der Klefekerischen Sammlung Hamburgischer Gesetze und Verfassungen beschrieben. Dahero erwähnt er hier nur einiges. Die ganze

öffentliche Bibliothek, welche vormals wegen der Nachbarschaft der Johanniskirche und Johannis-Schule unbequem, die Johannische Bibliothek genannt wurde, ist aus freyen Schenkungen und Vermächtnissen Hamburgischer und auswärtiger Patrioten zusammengeflossen. Den Anfang machte in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts ein Hamburgischer Bürgermeister, Sebastian von Bergen, welcher seinen ansehnlichen Büchervorrath dem öffentlichen Gebrauch widmete. Dessen Beyspiel folgten, der Canonicus, Friedrich Lindenbrog, der Physicus Paul Marquard Schlegel, die drey Professoren, Joh. Adolph Tassius, Joachim Jungius und Vincent Placcius, der Musicdirector Thomas Sellius, der Herzogl. Braunschweigische Geh. Rath und Kanzler Henrich Langbeeck: ja selbst der Custos bibliothecae Vaticanae Lucas Holsten, vermachte ihr Bücher. In diesem Jahrhundert kamen hinzu die Vermächtnisse des Predigers, Bernhard Raupach, des Hofrath Schmid, des Legations-Raths Mattheson, des Senator Jacob Langermann, des Senator Guilliam Clamer und dessen Bruders Jacob Clamer, vorzüglich die grosse Schenkung der Brüder, Johann Christoph und Joh. Christian Wolf. Ein jeder Senator schenkt beym Antritt seines Amtes und Würde ein Werk in diese Bibliothek. Daraus kan man schon sich einen guten Begrif von der Stärke der Bibliothek und von dem nun aus der neuern Anstalt zu hoffenden Nutzen machen.

VIII.

VIII.

Nachricht an das Publikum von der gegenwärtigen Verfassung der Domschule — eine Einladung auf das Krönungsfest der — Kaiserin — Katharina Alexiewna — auf den 24 September 1781. — von M. Karl Philipp Michael Snell, Rector der Domschule. Riga 3 B. in 4.

Im Eingang rühmt der Hr. Rector den Zuwachs seiner Schule; dann giebt er in einigen Abschnitten Nachricht von der ietzigen Verfassung der Dom-Schule. 1) Endzweck derselben überhaupt. Da dieser ist, junge Leute, zu künftigen Geschäften tüchtig zu machen, so werden auch solche angenommen, die dem Studieren, nicht gewidmet sind: doch so, daß ein Unterschied gemacht wird. Von den lateinischen Lectionen darf sich keiner ausschliessen. 2) Alle deutsche Bürgerskinder, und alle andere deutsche Kinder, welche ihrem Stand und ihrer Herkunft nach den Bürgerskindern gleich kommen, oder auch vornehmern Standes sind, werden aufgenommen. Ein Kind, welches in die unterste Classe kommen will, muß wenigstens sieben Jahr alt seyn, und deutsch und lateinisch lesen können. 3) Die Schüler werden in 5. Classen eingetheilt, und nach ihren Fähigkeiten versetzt. 4 und 5tens von der Schul- und Kirchen-Zucht. 6) Lehrer der Schule, deren sechse sind, der Rector ist der gel. Verf. dieser Einladungsschrift, Hr. M. Snell, der blos in der ersten Classe Unterricht

ertheilt, auch englisch lehrt: der Conrector Hr. M. Joh. Gottfried Ageluth, lehrt in der ersten und 2ten Classe; der Subrector, Herr Albrecht German, Hauptlehrer in der 3ten Classe; der Cantor, roullirt mit dem Subrector nach der Aciennetè, und giebt in der 2ten und 3ten Classe Lectionen, Hr. Georg Michael Telemann; der Collega Quartus, Lehrer der 4ten Classe, Hr. Johann Christoph Pelargus, welcher auch mit Hrn. German Privat-Unterricht in der französischen Sprache ertheilt: endlich collega quintus, Hr. Joh. David Sandt. Hr. Joh. Heckert ist seit 1777. russischer Sprachmeister. Die Special-Aufsicht führt ein Collegium scholarchale, worinnen der Rector auch eine Stelle hat. Die Lehrer halten Schul-Conferenzen. 7tens) von den Lectionen. (Da würde ich bey manchen etwas zu erinnern finden. Nur einiges will ich kurz anführen. In der untersten Classe sind 4 Stunden für Vocabeln und Grammatik bestimmt. Wird nicht manches Kind damit eher gemartert? In der folgenden Classe 2 St. lateinische Declinationen und Conjugationen, 2 St. lat. Grammatik, 4 St. Vocabeln und syntactische Uebungen. Doch nicht lat. exercitia? und würde nicht leichter und nützlicher die Grammatik practisch bey Erklärung eines faßlichen latein. Buchs gelehrt und beygebracht werden können? In der 3ten Classe würde ich nicht den Cornelius, noch weniger den Muzelius nehmen. Der Aurelius Victor und der Eutrop wären nützliche Bücher für iene. In der 2ten und ersten Classe würde ich mit

Freyers-

Freyers fasciculis bessere Sammlungen vertauschen; statt des Florus einen andern nehmen, wenigstens abwechseln. Mich wundert, daß Cicero noch nicht in dieser Classe, und in der ersten, Ciceros Reden allein tractirt werden. Warum in der 2ten Classe kein profan Scribent im Griechischen? Welches schon in der vorhergehenden dritten Classe geschehen und mehr getrieben werden sollte. Warum ist kein griechischer Dichter in der obersten Classe? Warum nicht der Virgil? Zu viel Physik und Naturlehre in allen Classen. So schien mir noch nöthig ein und anders zu ändern, wozu aber vielleicht Local-Umstände Veranlassung gegeben.) — Zuletzt von dem feyerlichen Schulactus.

C.

IX.

De Tutela Galliae Regum — d. XIII. April. MDCCLXXXII. publice disput. Ioh. Ludov., Anton Alexand. Chastelain, Saramundan. (24. S.)

In dieser, allem Ansehen nach, zu Straßburg gehaltenen Inaugural-Disputation wird untersucht, wem, wie und von wem die Vormundschaft über die Könige von Frankreich aufgetragen werde, wie lange sie dauere und wie weit sich die Gewalt der Vormünder erstrecke. Diese Materie ist so ausgeführt, daß niemand die Belesenheit und die Beur-

theilungskraft des Herrn Chastelain verkennen, und seinem Verdienste die schuldige Gerechtigkeit versagen wird.

Er führt zuerst die verschiednen Benennungen an, die solchen Vormündern beygelegt werden; erinnert aber dabey, daß solche ihnen nicht eigen, sondern allen Stellvertretern der Könige oder Regierungsverwesern gemein sind. Diese Benennungen sind Regentes, Procuratores s. Curatores, Gubernatores, Defensores et Custodes Regni, Locumtenentes Generales, Locumtenentes Domini Regis Francorum, Regis, regnique Procuratores et Baiuli. (In Absicht auf das letztere Wort erinnert Herr Ch. daß in manchen Stadtrechten Baiulus und Baiulia s. tutor und tutela gebraucht wird. Er hätte hinzu fügen können, daß es auch bey manchen Geschichtschreibern so vorkommt. So wird, z. E. von Italiänern Manfred, der natürliche Sohn Friedrichs II Baiulus seines Neffen, Conradins, genennet.)

Hierauf wird weiter bemerkt, daß Vormundschaft und Regentschaft, im französischen Staatsrechte, nicht synonymisch sind; und daß jene nur in der Minderjährigkeit, diese aber auch in der Abwesenheit und Gefangenschaft, oder bey einer Krankheit des Gemüths oder Körpers eines Königs, wie auch in dem Falle, Statt finden könne, wenn ein König bey seinem Tode zwar keinen Sohn, aber doch seine Gemahlin schwanger hinterläßt. (wenn es S. 7, n. 12. heißt, Carl VI. habe

habe nach England (Angliam) gehen wollen, so hat der Hr. Verf. das Wort Britannia, aber nicht in der rechten Bedeutung, im Sinne gehabt. Der Zug war gegen den Herzog v. Bretagne beschlossen.) Kein Reichsgesetz bestimmt, wer eigentlich das Recht habe, einem minderjährigen Könige einen Vormund zu setzen. Man findet, daß, zu verschiedenen Zeiten, die Könige, vor ihrem Tode, die Reichsversammlung, (Etats generaux) das Parlement zu Paris, die Grossen des Reichs, und der Staatsrath diese Verfügung gemacht haben. Hr. Ch. nimmt an, daß in allen Reichen, nur die Wahlreiche ausgenommen, ein König das Recht habe, für seinen minderjährigen Sohn einen Vormund zu ernennen, woferne nur wider die Person nichts einzuwenden und kein Reichsgesetz vorhanden ist, das hierüber schon entscheidet. In Frankreich findet man Beyspiele, daß selbst ein Ausländer, wie Graf Baldwin V. v. Flandern, vom Könige zum Vormund bestellt und dafür erkandt wurde; aber man findet auch solche, daß die Verordnungen der Könige hierüber nicht geachtet wurden. So ergieng es, in neuern Zeiten, den Testamenten Ludwigs XIII. und XIV. Uebrigens geschiehet die königl. Bestellung eines Vormunds auf dreyfache Art; entweder durch ein Testament, oder durch ein Patent, oder durch blosse Ernennung.

Wenn ein König nichts über diese Sache verordnet hat, so haben die Reichsstände dafür zu sorgen. (Bey dem angeführten Beyspiele ist ein Druckfehler zu verbessern,

bessern, statt Ludovici IX. soll es XI. heissen.) Dieses kommt ihnen vorzüglich in folgenden drey Fällen zu. 1) Wenn ein König seine Gemahlin schwanger hinterläßt und mithin der Nachfolger auf einige Zeit ungewiß ist. 2) Wenn ein König gefangen ist und vor der Gefangenschaft keinen Reichsverweser bestellt hat; (denn in währender Gefangenschaft hat er die Macht dazu nicht.) Dieses wird aus der Geschichte K. Johannes erwiesen, und Pigoniol de la Force dabei berichtiget. 3) Wenn ein König, wegen Zerrüttung des Verstandes, zur Regierung unfähig ist.

Nach Anführung einiger Fälle, da das Parlement zu Paris und die Grossen des Reichs Vormünder bestellt haben, und nach angehängter Bemerkung, daß sich von dem Staatsrathe, kein eigentliches Exempel finde, daß aber doch derselbe, nach Dupuy, an der Bestätigung der Reichsverwaltung, die Carls IX. Mutter in seiner Minderjährigkeit bekam, Theil hatte, untersucht Hr. Ch. wem die Vormundschaft zukomme. Hierüber ist kein Gesetz vorhanden, und die verwittweten Königinnen, und die nächsten Agnaten haben daher oft mit einander deswegen gestritten. Indessen findet man doch, ungeachtet in Frankreich die Prinzessinnen, vom Throne ausgeschlossen sind, daß viele Königinnen über ihre Söhne die Vormundschaft und die Regentschaft führten; öfters allein, bisweilen mit Zuziehung der Prinzen vom Geblüte und anderer Staatsmänner. Manchmal schien es auch, als ob man in den nächsten Agnaten, der zugleich

gleich der nächste Erbe ist, ein Mißtrauen setzte, und suchte daher die Aufsicht über die Erziehung eines jungen Königs und die Reichsregentschaft zu trennen. Selbst das Testament Ludwigs XIV. enthielt eine solche Verordnung, die aber unwirksam blieb. (Der Hr. Verf. drückt sich hierüber, vielleicht aus Behutsamkeit, etwas dunkel aus.)

In Absicht auf die Gewalt der Vormünder in Regierungs- und Staatsgeschäften muß man den Zeitraum vor dem im Jahr 1407. erschienenen Edict Carls VI. von dem folgenden unterscheiden. In jenem hatten sie so viel, als königl. Gewalt; in ihrem Namen wurden die Urkunden ausgefertigt und mit ihrem eigenem Siegel bestätiget. (Hier merkt der Hr. V. an, daß, in währender Blödsinnigkeit Carls VI. das Bildniß der Königinn auf dem Reichssiegel war, und daß, in währender Gefangenschaft Franzens I. alle Briefschaften in Justizsachen mit dem königl. Siegel, hingegen diejenigen, so Gnadensachen betrafen, und Mandate mit dem Siegel seiner Mutter, als Reichsverweserinn, ausgefertigt worden.) Wenn es nun weiter fort heißt: Nec eo minus in amplianda auctoritate sua turbati sunt, nämlich tutores, quo magis viguerat opinio, Regem nondum oleo sacro inauguratum uero regiae maiestatis charactere destitui, et, quam diu pupillus sit, ritum illum differendum esse, so glaube ich, daß man für Nec lesen müsse Et; sonst kommt ein widriger Sinn heraus. Durch Carl VI. ward dieses Vorurtheil abgeschaft, indem

indem er verordnete, daß der Nachfolger, er sey so jung, als er wolle, sogleich den königl. Titel und die damit verknüpften Rechte erlangen, so bald als nur möglich gekrönet werden sollte. Uebrigens sollten, in währender Minderjährigkeit, die Geschäfte un er seiner Autorität und in seinem Namen behandelt werden. Da es unter den französischen Publicisten eine Streitfrage ist, ob ein Regent die unter dem Rechte des Königs (Regale) stehenden Bißthümer und Präbenden zu vergeben Macht habe, so erklärt sich Hr. Ch. für die bejahende Meynung, weil der Regent hier eben so wohl, als in andern Dingen, nur anstatt des Königs handelt.

Bey dem westphälischen Frieden fanden es die kaiserlichen Minister bedenklich, daß die französischen Vollmachten nur im Namen des damals minderjährigen Königs ausgestellt und das Friedensinstrument auch nur in seinem Namen sollte unterschrieben werden, ohne der Regentschaft zu erwähnen. Man berufte sich aber, auf französischer Seite, auf das Herkommen. (In einer Anmerkung wird hier erinnert, daß eine Vollmacht oder ein Friedenstractat nie von dem Könige in Frankreich, wenn er auch maiorenn ist, sondern allemal von einem Staatssecretär mit dem Namen des Königs unterzeichnet und von dem Kanzler (oder dessen Vertreter) gesiegelt wird.)

Bey der Frage, ob einem minderjährigen Könige restitutio in integrum zukomme, unterscheidet Hr. Ch.

Ch. Privat- und Staatssachen. In jenem spricht er sie ihm ab; bey diesen hält er sein Urtheil zurücke.

Das Ziel der Majorennität und mithin das Ende der Vormundschaft ist, zufolge der Verordnung Carls V. von 1374. die nachher öfters bestätigt worden, das 14te Jahr; und es ist schon genug, wenn ein König dasselbe erreicht oder angetreten hat.

X.

Disputatio ad locum Paulinum 1. Corinth. XV. 35-55. quam auctoritate summe reuerendi Theologorum ordinis in academia Lipsiensi, pro licentia summos in Theologia honores capessendi A. MDCCLXXXII. d XX. et XXI. Martii, defendet *Sam. Frid. Nathan. Morus*, Theol. Professor ordinar. designatus.

Je unangenehmer es dem Freunde der Religion ist, wenn die tröstlichen Wahrheiten derselben durch menschliche Einfälle entstellt werden; desto grösser ist seine Freude, wenn Männer mit richtigen exegetischen, philosophischen und theologischen Kenntnissen ausgerüstet, diese Wahrheiten von neuem untersuchen, ihnen das menschliche Gewand, in welches sie eingehüllt waren, abziehen, und sie in der Reinigkeit, in welcher sie die Schrift vorträgt, darstellen. Daß über die Beschaffenheit derer Leiber, welche wir in der

Auf-

Auferstehung bekommen werden, sowohl in ältern als neuern Zeiten viel gewitzelt und mehr gesagt worden als die Schrift davon sagt, ist jedem unsrer Leser bekannt. Sie werden sich deswegen auch freuen, daß es dem Hrn. Prof. Morus gefallen hat, diese Materie von neuem zu untersuchen. Schon sein Name wird ihnen die Hofnung machen, daß sie vortreflich bearbeitet worden, und der Inhalt der Disputation wird ihnen zeigen, wie wenig sie sich in ihrer Hofnung betrogen haben. Eine eigene meisterhafte lateinische Uebersetzung der auf dem Titel angezeigten Pauliniſchen Stelle, an deren Seite die in dem codice Boerneriano befindliche lateinische Uebersetzung stehet, mit untergesetzten kritischen und philologischen Anmerkungen, macht den Anfang; Gerne wollten wir sie unsern Lesern bekannt machen; Allein ihr Abdruck würde uns zu viel Raum wegnehmen, und unsre Leser werden vornehmlich begierig seyn zu wissen, was Paulus nach einer richtigen Erklärung seiner Worte, von der Beschaffenheit der auferstandenen Leiber sagt. Wir wollen uns deswegen bemühen, ihnen aus dem übrigen und größten Theile dieser Disputation, einen getreuen Auszug zu liefern. Ueberhaupt behauptet Paulus durch diese ganze Stelle, daß die auferstandenen Leiber, von den ietzigen unterschieden seyn werden. Hiebey verfährt er denn aber so, daß er 1) die Möglichkeit, 2) die Nothwendigkeit, 3) die Gewißheit dieses Unterschiedes erweiset, und zuletzt 4) die Beschaffenheit desselben anzeiget.

Die

Die Möglichkeit, daß wir in der Auferstehung andere Leiber bekommen können, als wir itzt haben, beweißt Paulus v. 36-41. Sein Schluß ist der: Der Gott, der so verschiedene Körper hervorgebracht hat; der gemacht hat, daß aus dem Saamen die Pflanze hervorkömmt; der so viele von einander ganz verschiedene belebte und leblose Körper hervorgebracht hat, der kann uns gewiß auch in der Auferstehung andere Leiber geben, als wir itzt haben. Dies und mehr nicht wollte Paulus durch die angeführten Exempel beweisen. Wollte man diese Exempel für Beweise ansehen, daß die zukünftigen Leiber von den itzigen unterschieden seyn müßten; oder daß sie aus den itzigen Leibern, so wie die Pflanze aus dem Saamen, hervorkommen würden; oder daß Gott neue von dem itzigen verschiedene Körper schaffen würde: so würde man vergessen, daß Exempel weder beweisen, noch die Art der Entstehung einer Sache erklären, noch etwas bestimmen, sondern blos erläutern. Ja man würde annehmen, daß sich Paulus widerspreche. Denn durch die v. 36. und 37. angeführten Exempel würde er lehren, daß die zukünftigen Leiber aus den itzigen hervorkommen werden, nach den v. 39-42. enthaltenen Exempeln würde er eine neue Schöpfung behaupten. Auch können aus diesen Exempeln die Fragen, ob der nämliche Leib nur verändert auferstehen werde, oder ob Gott neue ganz andere Leiber schaffen werde, nicht entschieden werden. Indessen sieht man doch nicht nur aus dieser, sondern auch aus andern Stellen der Schrift, daß die erste Frage bejahet werden müsse. Denn es heißt stets,

die

die Todten, die in die Erde versenkten Leiber, werden auferstehen.

Daß die zukünftigen Leiber von den gegenwärtigen nothwendig unterschieden seyn müssen, sagt Paulus v. 53. mit ausdrücklichen Worten. Den Beweis hatte er v. 50. geführt. Die Worte ἡ φθορὰ τὴν ἀφθαρσίαν οὐ κληρονομεῖ, oder οὐ δύναται κληρονομῆσαι können keinen andern als diesen Sinn haben: was seiner Natur nach vergänglich ist, kann nicht zugleich unvergänglich seyn. Eben dieß sagen die unmittelbar vorhergehenden Worte. Βασιλεία θεοῦ ist hier die zukünftige ewige Glückseligkeit. Σὰρξ καὶ αἷμα bedeuten hier nicht wie einige Ausleger glaubten, das moralische Verderben, sondern den itzigen aus Fleisch und Säften bestehenden und zu animalischen Geschäften eingerichteten Leib. Da denn nun aber, nach 1 Cor. VI, 13. in jener Glückseligkeit keine Nahrungsmittel mehr statt haben werden, und auch nach Luc. XX, 34. das Zeugungsgeschäfte ein Ende haben wird; so muß der zukünftige Leib von dem itzigen nothwendig unterschieden seyn.

Die Worte des v. 42. Οὕτω καὶ ἡ ἀνάστασις τῶν νεκρῶν sollen weder beweisen, daß die zukünftigen Leiber der Seeligen glänzend seyn werden, noch daß einer den andern an Glanz und Schönheit übertreffen wird. Beedes kann zwar seyn. Aber Paulus will es nicht durch diese Worte sagen. Seine Absicht ist blos dadurch anzuzeigen, daß die zukünftigen

Leiber

Leiber von den itzigen ganz gewiß unterschieden seyn werden. Die Frage, die der Apostel zu beantworten hat, macht dieß klar. Der Gegner der Auferstehung fragte nicht, wie einst die Leiber der Seeligen beschaffen seyn werden, oder wie sich die Leiber gegen einander verhalten werden. Seine Frage war, ob es möglich ist, daß die verstorbenen Leiber wieder auferstehen, und, wenn dieses möglich ist, wie sie beschaffen seyn werden? Auf diese Frage konnte nicht anders geantwortet werden, als daß die auferstandenen Leiber anders seyn werden, als die gegenwärtigen. Die Gewißheit der zukünftigen Veränderung unsrer Leiber beweißt Paulus noch v. 51. weiter. Von dieser Stelle aber wird in der Folge besonders gehandelt werden.

Paulus lehrt nun, daß es nicht nur möglich, sondern auch nothwendig und gewiß ist, daß die zukünftigen Leiber von den itzigen unterschieden seyn werden. Aber worinn bestehet denn dieser Unterschied? Der Apostel setzt ihn in die Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit. Er sagt, sie würden σώματα ἄφθαρτα seyn. Ἄφθαρτον zeigt schon an sich selbst das an, was weder in Theile aufgelöset noch vernichtet wird, und also ewig ist. Der Apostel zeigt denn aber noch besonders, daß er mit diesem Worte keinen andern als diesen Begrif verbinde. Denn er behauptet v. 50. daß an den auferstandenen Leibern σὰρξ καὶ αἷμα nicht statt haben werde, und verwechselt v. 53. die Wörter ἀφθαρσία und ἀθανασία als gleichbedeutende Wörter mit einander.

Unvergänglichkeit oder Unsterblichkeit ist nun die Hauptsache, die Paulus von der Beschaffenheit der zukünftigen Leiber angiebt. Sie wird aber in dieser Stelle noch durch verschiedene Worte ausgedrückt und dadurch immer von einer andern Seite dargestellt. Zuerst heissen die auferstandenen Leiber σώματα πνευματικὰ. Dieser Ausdruck wird durch den Gegensatz: σώματα ψυχικὰ erklärt. Σῶμα ψυχικὸν ist nun gewiß nichts anders als corpus, quod respirando viuit. Hieraus ergiebt sich unwiderspreclich, daß σῶμα πνευματικὸν corpus quod non respirando viuit anzeige. Dieß ist freylich nur ein negativer Begrif. Da er aber, vermöge des Gegensatzes dem Sinn Pauli sicher gemäß ist: so ist er gewiß besser als jeder andere, den man durch Vergleichung eines Körpers mit einem Geiste, oder durch Beobachtung irgend einer Bedeutung dieses Wortes erdichtet. Zudem kömmt man durch diesen negativen Begrif einem deutlichern näher. Das σῶμα πνευματικὸν soll unsterblich seyn; der Begrif der Unvergänglichkeit (τῆς ἀφθαρσίας) v. 42. wird mit dem Begriffe τὸ πνευματικὸ v. 44. verwechselt; Jesus giebt Luc. XX, 36. die Unsterblichkeit als die Ursache an, warum die Auferstandenen den Engeln, die Geister sind, gleich seyn werden. Hieraus ergiebt sich nun, daß die Aehnlichkeit, die ein Körper mit einem Geiste haben kann, in der Unsterblichkeit bestehe, daß also σώματα πνευματικὰ nichts anders als corpora interitus expertia et immortalia seyen, und die Schrift, wenn sie von der Auferstehung der Todten

den redet, und dabey das Wort πνεῦμα gebraucht und Exempel von einem Geiste hernimmt, blos sempiternitatem dadurch anzeigen wolle. Diese Erklärung der σωμάτων πνευματικῶν wird durch die Worte v. 45. ὁ ἔσχατος Ἀδὰμ εἰς πνεῦμα ζωοποιοῦν noch mehr bestätiget. Der erste Adam, der dem zweyten entgegen gesetzt wird, heißt ψυχικὸς deswegen, weil er vergänglich und sterblich ist; die dem πνεύματι ähnlichen Leiber werden hier stets unvergängliche und unsterbliche Leiber genannt, und die ganze Stelle enthält nichts anders als eine Verheissung, daß auch die Leiber ewig dauern sollen; πνεῦμα im Gegensatz des σαρκὸς und φθορᾶς kann ohnstreitig eine ewige Dauer anzeigen; endlich alle andere Bedeutungen, die dem Worte πνεῦμα beygelegt werden können, passen hieher nicht. Hieraus ist denn klar, daß das Wort πνεῦμα in dieser Stelle das anzeige, was ewig dauert, und der andere Adam deswegen, weil er stets fortdauert und ewig lebt, πνεῦμα genennt werde. (Wir sind nun wohl mit dem Hrn. V. in so ferne ganz einverstanden, daß in dem Worte πνεῦμα die Idee der Unsterblichkeit liege, und daß man sich das σῶμα πνευματικὸν nicht deutlicher denken könne, als wenn man sich einen unsterblichen Leib darunter denkt. Aber doch zweifeln wir, ob man dadurch alles denkt, was Paulus mit dem Ausdrucke σῶμα πνευματικὸν anzeigen wollte. Σῶμα ψυχικὸν ist, wie der Hr. V. selbst gezeigt hat, ein Leib, der aus Theilen von solcher Beschaffenheit und Zusammensetzung

bestehet, daß er vermöge seiner Natur der Unsterblichkeit unfähig und dem Tode unterworfen ist. Der Gegensatz σῶμα πνευματικὸν muß also einen Leib anzeigen, dessen Theile so beschaffen und zusammengesetzt sind, daß er seiner Natur nach der Unsterblichkeit fähig ist. Unsterblichkeit drückt also wohl eine Eigenschaft des σώματος πνευματικῦ aus, aber nicht seine Natur und Beschaffenheit, so wie Sterblichkeit nicht die Natur des σώματος ψυχικῦ, sondern nur eine Eigenschaft desselben anzeigt. Aber in welchen Begrif soll man nun das zusammen fassen, was Paulus sagt? Wir selbst wissen, wie wir schon gesagt haben, keinen deutlichern als: unsterblicher Leib. Die gewöhnlichen Ausdrücke: verfeinerter, subtiler, luftartiger, geistiger Leib, sind theils undeutlich, theils falsch. Geistiger Leib ist blos wörtliche Uebersetzung von Pauli Ausdruck, und bedarf also der nemlichen Erklärung. Was ein verfeinerter und subtiler Leib seyn soll, verstehen wir nicht. Sollen diese Ausdrücke etwa so viel sagen, als luftartiger Leib? Aber dieser Ausdruck ist falsch. Die auferstandenen Leiber werden nicht luftartig seyn. Jesu Leib war es nach der Auferstehung nicht. Er konnte nach Luc. XXIV, 39. 40. und 1 Joh. I, 1. gesehen und betastet werden. Nun sollen nach Phil. III, 21. unsre Leiber dem verklärten Leibe Jesu ähnlich werden. Sie werden also auch Leiber seyn, die man sehen und betasten kann, folglich nicht luftartig. Ja sagt man, Jesu Leib hatte nach der Auferstehung noch nicht die gänzliche Beschaffenheit eines verklärten Körpers.

Er

Er erhielt sie erst im Himmel. Wie will man doch aber dieß beweisen? Bey der Himmelfahrt sagen die Engel Act. I, 11. zu den Jüngern: dieser Jesus wird wiederkommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren. Jesus wird also bey seiner Wiederkunft eben den Leib haben, den seine Jünger nach der Auferstehung gesehen und betastet haben. (Also nicht einen veränderten, verfeinerten oder Luftartigen Leib.)

Bey den Worten: ὁ ἔσχατος Ἀδὰμ εἰς πνεῦμα ζωοποιοῦν untersucht der Herr V. ob man aus dem vorhergehenden ἐγένετο wiederholen, oder ἐστι, supspliren soll. Der Herr V. erklärt sich für das letzte. Wir müssen aber gestehen, daß wir die Wiederhoslung des ἐγένετο für nöthig halten. Denn erstlich ist der letzte Satz dieses Verses so genau mit dem ersten, vor dem dieß Wort stehet, verbunden, daß es wohl jeder, so bald er die Stelle nur lieset, bey demselben wiederholet. Dann scheint uns auch die Sache selbst diese Wiederholung zu erfordern. Paulus betrachtet durch das ganze Kapitel Jesum als den Auferstandenen. Vor der Auferstehung nun konnte Jesus nicht πνεῦμα genannt werden. Denn hier war er als Versöhner der Menschen dem Tode unterworfen. Erst, nachdem er auferstanden war, konnte der Tod nicht mehr über ihn herrschen. Dieß ist ausdrückliche Lehre der Schrift. Rom. VI, 9. Also muß es wohl heissen: ὁ ἔσχατος ἀδὰμ ἐγένετο εἰς πνεῦμα ζωοποιοῦν, nicht ἐστι.

Nun fängt der Herr V. die Erklärung des V. 47.

an, wo der andere Adam ὁ ἐξ οὐρανοῦ genannt wird. Er zeigt, daß durch diese Benennung nicht nur angezeigt werde, Jesus sey von Ewigkeit bey dem Vater gewesen, und auf eine auserordentliche Weise zu uns gesanöt worden, sondern er übertreffe auch wegen seiner Natur, seiner Kenntnis der göttlichen Rathschlüsse, seiner Heiligkeit, der Absicht und des Nutzens seiner Ankunft auf Erden alles Menschliche unendlich weit. Besonders aber glaubt er, wolle Paulus durch diese Benennung die Ursache anzeigen, warum der andere Adam unsterblich ist. Denn da er den irrdischen Ursprung des ersten Adams als die Ursache seiner Hinfälligkeit und Sterblichkeit anführt: so folgt, vermöge des Gegensatzes, daß er den himmlischen Ursprung des andern Adams als die Ursache angiebt, warum er nicht hinfällig und sterblich ist. Hierauf stellt der Herr V. eine kritische Untersuchung über das in diesem Verse vorkommende Wort κύριος an, und erklärt es aus sichern Gründen für eingeschoben. Diese Stelle aber wollen wir unsern Lesern, um nicht allzu weitläuftig zu werden, zum eigenen Nachlesen überlassen, und sie mit der weitern Erklärung der Pauliniſchen Worte bekannt machen. Da die Worte: ὁ ἐξ οὐρανοῦ die Ursache anzeigen, warum der andere Adam unsterblich ist: so kann das Wort ἐπουράνιος, welches V. 48. und 49. vorkommt, nichts anders als den Unsterblichen, den ewig lebenden anzeigen. Freylich hat dieß Wort an sich selbst eine weitläuftigere Bedeutnng. Aber der Zusammenhang muß jedesmal bestimmen, welche

che Bedeutung besonders statt habe. In dieser Stelle nun, wo der Apostel die Beschaffenheit der zukünftigen Leiber beschreibet, nennt er die Menschen nicht an sich selbst, sondern in so ferne sie jene Leiber haben werden, ἐπουρανίους. Ἄνθρωπος ἐπουράνιος ist also ἄνθρωπος ἔχων σῶμα ἐπουράνιον. Ἄνθρωπος ἐπουράνιος ist dabey der Gegensatz von dem ἀνθρώπῳ χοϊκῷ. Da nun dieser ein Mensch ist, der einen hinfälligen und sterblichen Leib hat: so muß nothwendig jener ein Mensch seyn, dessen Leib nicht hinfällig und sterblich, sondern unsterblich ist.

Bey V. 52. und 53. beweiset der Herr V. unwidersprechlich, daß ἡμεῖς, welches hier dem νεκροῖς entgegen gesetzt wird, nicht die Gläubigen, sondern alle noch lebende Menschen anzeige, und daß ἀλλάσσεσθαι weder die vollkommene moralische Besserung der Gläubigen; noch ihre zukünftige Seeligkeit, noch eine dem Tode ähnliche Veränderung bedeute, sondern bloß anzeige, daß die noch Lebenden statt ihres sterblichen Leibes einen unsterblichen erhalten werden. Auch läßt es der Herr V. nicht unangezeigt, daß sich ausser der Lesart πάντες μέν δ κοιμηθησόμεθα, πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα eine andere findet, die gerade das Gegentheil sagt, nemlich: πάντες μὲν κοιμηθησόμεθα, δ πάντες δὲ ἀλλαγησόμεθα und daß die kritischen Gründe für beede gleich wichtig sind. Aber er zeigt aus dem Zusammen-

hange und der Absicht des Apostels, daß die letzte durchaus nicht statt haben könne. Diese ganze Stelle empfehlen wir unsern Lesern besonders zum nachlesen. Sie zeigt gewiß meisterhaft, wie man, wenn zwo Lesarten gleich starke kritische Gründe für sich haben, doch die richtige finden und ausmachen kann.

Zuletzt kömmt der Herr Verf. auf V. 43. wieder zurück, und erklärt besonders das σῶμα ἐν ἀτιμίᾳ und ἐν δόξῃ. Er zeigt zuerst, daß der itzige Leib σῶμα ἐν ἀτιμίᾳ wegen seiner Hinfälligkeit und Sterblichkeit heisse, und schließt dann ganz richtig, daß folglich der Gegensatz σῶμα ἐν δόξῃ einen unsterblichen Leib bedeuten müsse. Endlich wird noch überzeugend dargethan, daß aus dieser Stelle nicht bewiesen werden könne, daß die auferstandenen Leiber glänzen werden. Wir schließen nun diese Recension mit warmen Dank gegen den verehrungswürdigen Herrn V. für das viele Gute, welches er uns durch seine vortrefliche Disputation gelehrt hat, und mit herzlichem Wunsch für die Fortdauer seiner Gesundheit und Länge seines Lebens.

G.

XI.

XI.

Joann. August. Noesselt, Prolusio in Euangelii Johannis Cap. XVII. Halae 1782. 2. Bogen.

Das siebenzehende Kapitel Johannis ist ohnstreitig eines der vortreflichsten Stücke des Neuen Test. Schwerlich wird man es lesen können, ohne Jesum mit tiefster Ehrfurcht zu bewundern und zu verehren. Wer es kann, muß es entweder nicht verstehen, oder kein Herz haben, welches fähig ist, Edelmuth und Grösse der Seelen, die sich hier im höchsten Grade an Jesu zeigen, zu fühlen. Aber freylich ist es so leicht nicht zu verstehen, als vielleicht manche denken. Wer dieses noch nicht aus eigener Erfahrung gelernt hat, kann sich leicht durch manche Erklärungen, denen man den Fleiß und auch die Gelehrsamkeit ihrer Verfasser wohl ansieht, aber doch im Grunde nicht mehr ausrichten, als daß sie den wahren Sinn Jesu verdunkeln und seinem vortreflichen Gebete Geist und Leben nehmen, davon überzeugen. Es war uns daher wahres Vergnügen, als uns dieses Programm, welches der Herr D. Nösselt zu Ostern des vorigen Jahrs schrieb, in die Hände kam. Denn da seine Stärke in richtiger Erklärung des N. T. so sehr bekannt ist: so konnten wir schon voraussehen, daß er uns dieß letzte Gebet Jesu in seiner ganzen Schönheit darstellen werde. Unsre Leser werden gewiß, wie wir vermuthen, und, wie wir hoffen durch die Anzeige des Inhalts dieser Schrift, von der Richtigkeit ihrer

Vermuthung überzeugt werden. Der Hr. D. hat bereits in seinem 1778. über Joh. XII, 20. seqq. geschriebenen Programm die Redensart δοξάζειν τινα erklärt, und gezeigt, daß Gott und Christus vornehmlich dann verherrlichet, oder, wie Luther übersetzt, verklärt werden, wenn sich die christliche Religion ausbreitet, Jesus viele Jünger hat, die er durch seine Lehre regiert und zur ewigen Glückseligkeit bringt. Diese Bedeutung findet auch in diesem ganzen Kapitel, wo die Wörter δόξα und δοξάζειν von Gott und Christo so oft gebraucht werden, statt. Dieß beweiset der ganze Zusammenhang. Jesus sagt v. 1. δόξασόν σε τὸν υἱὸν, ἵνα καὶ ὁ υἱός σε δοξάσῃ σε. Dieß erklärt er denn im folgenden selbst; v. 2. sagt er, er gebe allen, die ihm sein Vater gegeben hat, d. i. allen seinen Jüngern, (wie Joh. VI, 37. 44. 65.) das ewige Leben, welches nach v. 3. allein durch die richtige Erkenntnis Gottes und Christi erlangt wird. Seinem Vater hat er nach v. 4. dadurch verklärt, daß er das Werk, welches ihm derselbe gegeben, vollendet, oder, wie er dieß v. 6. ausdrückt, dem Namen desselben den Menschen geoffenbaret, und v. 8. die Worte, die ihm sein Vater gegeben, den Menschen gegeben hat. In eben diesem Verse heißt es: sie haben angenommen und erkannt wahrhaftig, daß ich von dir ausgegangen bin, und glauben, daß du mich gesandt hast, und v. 10. sagt Jesus: hiedurch sey er verklärt worden. Man sieht hieraus, wie richtig die Erklärung sey, welche der Hr. D. von dem Worte δοξάζειν gegeben hat.

Den

Den 3. v. über den so viel gestritten worden, liest der Hr. D. nach folgender Interpunction, die auch wir unter den übrigen in Vorschlag gebrachten, immer für die leichteste und daher auch richtigste gehalten haben: ἵνα γινώσκωσι σε, τὸν μόνον ἀληθινὸν θεὸν· καὶ, ὃν ἀπέστειλας Ἰησοῦν, Χριστόν. Nun fallen alle Schwierigkeiten, die man sonst in dieser Stelle findet, mit einemmale hinweg. Sie beweißt nichts wider die Gottheit Christi, sondern die Absicht Jesu ist zu zeigen, wodurch sich seine Lehre sowohl vom Heydenthum, wo erdichtete Götter angenommen werden, als auch vom Judenthum, wo er nicht für den Christ erkannt wird, unterscheidet. Daß hiedurch diese Stelle richtig betrachtet wird, beweißt der Hr. D. nicht sowohl aus dem vorhergehenden πάσης σαρκὸς als vielmehr aus 1 Joh. V, 20. 21. wo Gott im Gegensatz der Götzen ἀληθινὸς genannt wird, und aus Joh. XX, 31. wo die Seeligkeit denen versprochen wird, welche glauben, daß Jesus der Christ ist. Unter der δόξα, um welche Jesus v. 5. seinen Vater bittet, verstehet der Hr. D. nicht die göttliche Natur in Christo, sondern die Ausbreitung der christlichen Religion, und das Wort εἶχον erklärt er dann nicht von einem wirklichen Besitze, sondern von einer Bestimmung. Hiermit werden denn freylich manche nicht zufrieden seyn. Denn diese Erklärung ist besonders wegen der Parthey, unter welcher man sie aus widrigen Gesinnungen gegen die Gottheit Christi stets behauptete, vielen verhaßt. Indessen tragen wir kein Bedenken, dem Hr. D. auch hierin-

ne

ne unſern ganzen Beyfall zu geben, ohne zu befürchten, daß wir der Gottheit Chriſti, die aus andern Stellen ſo deutlich erwieſen werden kann, im geringſten dadurch zu nahe treten. Denn er hat die Richtigkeit dieſer Erklärung durch Gründe erwieſen, wider welche ſchwerlich viel wird eingewendet werden können. Man kann die Aehnlichkeit, welche dieſer Vers mit v. 24. hat, wo ſich Chriſtus alſo ausdrückt τὴν δόξαν τὴν ἐμὴν, ἣν δέδωκάς μοι, ὅτι ἠγάπησάς με πρὸ καταβολῆς κόσμου nicht verkennen. Nun ſagt Jeſus v. 22. er habe den Seinen eben die Herrlichkeit gegeben, die ihm ſein Vater gegeben hat. Hier iſt denn offenbar, daß das δέδωκα nicht von einem ſchon wirklichen geben oder mittheilen, ſondern von einem Verſprechen, einer Beſtimmung müſſe verſtanden werden, — wie es denn auch 1 Joh. V, 11. in dem nemlichen Sinn vorkommt. Es iſt alſo auch wohl die Herrlichkeit, von der Jeſus v. 5. ſagt, daß er ſie gehabt hat, ehe die Welt war, keine andre, als die ihm ſtets beſtimmt oder zugedacht war. Nimmt man dieſe Erklärung an: ſo ſieht man auch, wie Jeſus v. 24. ſagen konnte, daß er ſeine Herrlichkeit der Liebe ſeines Vaters zu danken habe. Endlich da bewieſen iſt, daß die δόξα, die Jeſus verlangt, in der Ausbreitung ſeiner Lehre beſtehe: ſo kann er in keinem andern Sinne ſagen, er habe die Herrlichkeit bey dem Vater gehabt, ehe denn die Welt war, als in ſo ferne ſie ihm von Ewigkeit her beſtimmt geweſen.

Bey den folgenden Verſen faßt ſich der Hr. R. etwas kürzer, weil die Schwierigkeiten geringer ſind.

Wir

Wir wollen das vornehmste davon ausheben. τὸ ὄνομα, ὁ λόγος, τὰ ῥήματα Θεοῦ V. 6, 8. sind Synonyma und bedeuten die Lehre, welche Christus geprediget hat. τὰ ἐμὰ, τὰ σὰ v. 10. sind, wie aus v. 6. und den nun folgenden Worten erhellet, die Jünger Jesu, von diesen sagt Jesus δεδόξασμαι ἐν αὐτοῖς, weil sie die Lehre, die sie von ihm gehört hatten, andern vortrugen. In v. 11. wird mit Recht nach den besten und ältesten Handschriften und Uebersetzungen die Lesart ᾧ δέδωκάς μοι, statt der gewöhnlichen ὃς δέδωκάς μοι, die ohne Zweifel aus dem folgenden 12. v. hieher gekommen ist, angenommen. ᾧ beziehet sich auf das vorhergehende ὀνόματι und stehet nach einer nicht ungewöhnlichen Wortfügung für ὅ. Das τηρεῖν stehet dem ἀποστῆναι v. 12. entgegen. Wie nun dieses heißt: treulos werden, aufhören ein Jünger Christi zu seyn: so kann jenes nichts anders heissen, als, in der Treue gegen Jesum und seine Lehre beharren. ἐν τῷ ὀνόματι σου d. i. durch deine Lehre. Die Worte ἵνα ὦσιν ἓν, καθὼς ἡμεῖς werden von der Einigkeit in der Wahrheit oder Lehre erklärt. ἡ χαρὰ ἡ ἐμὴ v. 13. ist nicht die Freude die Jesus im Himmel erwartete, sondern die Freude, der Apostel über die Erhöhung Jesu. Die Richtigkeit dieser Erklärung hat der Hr. D. vor einiger Zeit in einem andern Programm über Joh. XV, 1–7. erwiesen. Bey v. 17. gestehet er zwar, daß ἁγιάζειν so viel heissen könne, als τηρεῖν. Da aber diese Bedeutung nicht wohl mit v. 18. und 19. übereinstimmt, aus denen erhellet,

daß

daß Christus seine Apostel deswegen ἡγιασμένους nennt: weil er sie ausſandte, ſeine Lehre der Welt zu verkündigen: ſo tritt der Hr. D. der andern ohnſtreitig richtigern Erklärung bey, nach welcher das ἁγιάζειν in dem nicht ungewöhnlichen Sinn angenommen wird, daß es heißt, jemand zu einem Lehrer der Religion, zu einem Geſandten Gottes machen, wie denn auch Chriſtus ſelbſt, in ſoferne er Geſandter Gottes war, Act. IV, 27. ὁ ἅγιος τοῦ Θεοῦ genannt wird und er ſich ſelbſt in eben dieſem Sinn. Joh. X, 36. den nennt, ὃν ὁ πατὴρ ἡγίασε. Den 22. und 23. v. ziehet der Hr. D. in einen zuſammen und nimmt das ἐγὼ v. 23. für κἀγὼ oder καθὼς ἐγὼ, wodurch allerdings die Deutlichkeit gröſſer wird. Die Worte ἵνα ὦσι τετελειωμένοι εἰς ἕν werden richtig für ἵνα τελείως ſ. ἀληθῶς ἕν ὦσι angenommen. Wie ſehr wünſchen wir nun, daß es dem Hrn. D. da er nun, ſo viel wir wiſſen, die beym Johannes vorkommenden letzten Reden Jeſu, in einzelnen Programmen erklärt hat, gefallen möchte, dieſe Programmen zuſammen drucken zu laſſen und uns dadurch die Fortſetzung, ſeiner vortreflichen opuſculorum ad interpretationem ſacrarum ſcripturarum zu liefern. Es würde hiedurch mehr gewonnen werden, als durch manchen weitläuftigen Commentar.

XII.

XII.

De iudicio super poenis diuinis recte formando, disputatio, quam pro licentia summorum in theologia honorum consequendorum offert *M. Mauritius Guilielmus Schleſier* L. L. Theol. Baccal. Pastor primarius et Superintendens Zwickauiensis. Lipsiae 1782. 5 Bogen.

Wir haben dieſe Diſputation ſehr begierig in die Hände genommen. Ihr Titel verſprach uns eine Abhandlung über eine ſchon an ſich ſelbſt, beſonders aber wegen der neuern Streitigkeiten wichtige Materie. Und da ſich ihr Hr. V. den Weg zur höchſten theologiſchen Würde durch ſie bahnen wollte: ſo glaubten wir mit Recht erwarten zu dürfen, daß ſie mit philoſophiſcher und exegetiſcher Genauigkeit würde ausgearbeitet ſeyn. Allein ſchon durch die kurze Vorrede verlohr unſre Erwartung ziemlich. Denn darinnen ſagt der Hr. V. ſeine überhäuften Amtsgeſchäfte hätten ihm nicht erlaubt, ſich in die Streitigkeiten über dieſe Materie einzulaſſen. Seine Abſicht ſey nur zu zeigen, wie man im gemeinen Leben über göttliche Strafen urtheilen müſſe, und Prediger hievon in ihren öffentlichen Vorträgen reden ſollen, damit bey ihren Gemeinen weder die Furcht vor Gott ausgelöſcht noch die Nächſtenliebe unterdrückt würde. Indeſſen ſchien uns dieſe Abſicht noch wichtig genug. Denn wie lieblos ſind oft die Urtheile über Nothleidende, und wie unvorſichtig reden nicht ſelbſt oft Prediger

bey

bey Unglücksfällen, womit entweder einzelne Personen oder ganze Städte und Länder befallen werden? Allein auch diese Absicht kann, so viel wir einsehen, nicht glücklich ausgeführt werden, wo man sich nicht mit den neuern Streitigkeiten bekannt gemacht, und die hieher gehörigen Bücher unsers Hrn. Geheimen-Kirchenrath Seilers, des Hrn. R. Michaelis und des Hrn. Prof. Eberhards, durch welche so manches in dieser Materie berichtiget und aufgehellet worden, sorgfältig gelesen und genau geprüft hat. Unserm Hrn. V. hat es nicht gefallen, sich diese Mühe zu geben. Er hat diese Bücher nicht einmal genannt, und ist blos seinen eignen Weg gegangen, der ihm aber oft irre geführt hat. Unsre Leser mögen selbst urtheilen. Die Disputation hat zween Theile. Einen theoretischen und einen praktischen. In dem theor. tischen wird zuerst bewiesen, daß Gott ein Zorn im eigentlichen Verstande zukomme. Denn da man Gott Liebe und Wohlgefallen zuschreiben muß: so wird man ihm auch Zorn und Mißfallen nicht absprechen können. Als Beweise aus der Schrift werden die Stellen Ebr. III, 11. Röm. I, 18. Joh. III, 36. angeführt. Die beeden letzten gehören wohl nicht hieher. Denn in denselben heißt ὀργὴ offenbahr Strafe. Nun folgt die Definition vom Zorne Gottes. Er ist, heißt es S. 7. sensus acrior et ingratus, ortus ex malitia et peccatis hominum, seu abominatio et auersatio omnis mali moralis. Das erste ist wohl durchaus unrichtig. Zorn Gottes ist sensus acrior et *ingratus*. Also leidet Gott? Also wird seine Se-

ligkeit

ligkeit durch die Sünden der Menſchen verringert? Denn wo unangenehme Empfindungen ſind, da iſt auch eine verminderte Seeligkeit. Wie konnte nun der Hr. V. S. 9. ſagen: ira in Deo non obſcurat beatitatem Dei, ſeu ſenſum ſuavem ex conſcientia perfectionum ſuarum ortum. Ira Dei, ſeu abominatio mali, potius ad ipſam eius felicitatem pertinet. Iſt hier nicht der offenbahrſte Widerſpruch? Ferner heißt es: ira Dei eſt ſenſus — — — *ortus* ex malitia et peccatis hominum. Alſo iſt Gott der Veränderung unterworfen, und iſt bisweilen etwas bey ihm, welches ein andermal nicht bey ihm iſt? Doch dem Hrn. V. kömmt es nicht ſchwer an dergleichen unphiloſophiſche Sätze hinzuwerfen. Man höre nur weiter. Daraus, daß in Gott ein Zorn iſt, will der Hr. V. die Nothwendigkeit der Satisfaktion und der Ewigkeit der Höllenſtrafen erweiſen. Dieſen Beweis führt er nun S. 11. alſo: hic ſaepe iam commemoratus ſenſus, ex peccatis hominum ortus, in Deo non tollitur niſi per plenam ſatisfactionem. Quod ſi vero iſte ſenſus non tollitur, neque etiam poteſt tolli effectus, ſeu decretum puniendi et ipſa poena. Iam aduerſus eos qui ſine fide in redemtionem ſeu ſatisfactionem Chriſti moriuntur, non tollitur, ergo nec effectus. Quid inde ſequitur? Poenarum infernalium ſempiternitas. Wie viel Unrichtiges findet ſich nicht in dieſen wenigen Worten? Ira in Deo non tollitur niſi per plenam ſatisfactionem. Nun hat Jeſus eine völlige Genugthuung geleiſtet. Durch ſeinen Tod iſt alſo in Gott eine ſehr

grosse Veränderung vorgegangen. Er hat nun keinen Zorn, kein Mißfallen an der Sünde mehr. Noch mehr. Aduersus eos, qui sine fide in redemtionem seu satisfactionem Christi moriuntur, non tollitur, ergo nec effectus. Und warum nicht? Durch eine völlige Genugthuung wird ja Gottes Zorn aufgehoben, und Jesus hat nicht blos für die Gläubigen, sondern auch für die Ungläubigen genuggethan. Es ist also gegen sie der Zorn Gottes nebst seiner Würkung, der Strafe eben so gut aufgehoben als gegen die Gläubigen. Sie können daher eben so wenig als diese gestraft werden. Wie sehr hat sich doch der Hr. V. vergessen? Er wollte die Ewigkeit der Höllen-Strafen beweisen, und disputirt sie glücklich ganz hinweg. Nun folgt S. 12. die Definition von den göttlichen Strafen. Sie ist folgende: poena diuina est malum peccatoribus propter peccata a Deo inflictum eo consilio, vt iustitiae satis fiat, siue vt Deus se ab omni peccatorum commercio purum demonstret, et vt peccata impediantur, temeritasque et leuitas, leges diuinas violandi, coerceantur. Man kan diese Definition annehmen. Aber in der Folge kömmt wieder sehr viel Unrichtiges vor. Wir wollen es nicht rügen, daß der nöthige Unterscheid zwischen natürlichen und positiven Strafen gar nicht bemerkt worden. Nur dieß wollen wir anführen, daß der Hr. V. seiner Definition selbst nicht treu geblieben ist, sondern ihr geradehin widersprochen hat. Er nimmt, wie er nicht nur durch die Definition zeigt, sondern auch auf der nemlichen Seite ausdrücklich sagt, ei-

nen

nen doppelten Endzweck der Strafe an. Einen in Absicht auf Gott, den andern in Absicht auf den Menschen. Dieser letzte ist in der Definition durch die Worte ausgedrückt: vt peccata impediantur, temeritasque et leuitas, leges diuinas violandi, coerceantur. Und doch heißt es gleich zwo Perioden nachher: non igitur ad poenae essentiam requiritur, vt sit medicinalis h. e. ad emendationem inflicta. Auf der folgenden Seite aber kömmt die Warnung vor: ne igitur Deum putes, poenas proprie sic dictas, eo consilio immittere, vt peccatores emendentur. Wie hart ist dieß? Wie wenig stimmt es mit dem überein, was uns selbst die Schrift von dem Eifer Gottes Menschen zu bessern und zu beglücken, so nachdrücklich sagt? Und wie schwer würde es dem Hrn. V. werden, sich wider den Vorwurf, daß er sich selbst widersprochen habe, gründlich zu vertheidigen? Zu diesen unstatthaften Behauptungen ließ sich der Hr. V. ohnfehlbar durch den Gedanken verleiten, daß das, was nicht erfolgt, auch Gottes Absicht nicht seyn könne. Hierauf baute er den Schluß: manche Menschen werden durch Strafen nicht gebessert, also hat auch Gott, wenn er sie straft, ihre Besserung nicht zur Absicht. Daß wir dem Hr. V. diese Gedanken nicht mit Unrecht beylegen, wird aus dem Folgenden erhellen. S. 14. fängt er an zu zeigen, wie man beurtheilen müsse, ob die Uebel, welche Menschen dulden, Strafen seyn oder nicht. Hier nimmt er es mit dem sel. Romanus Teller auf. Dieser sagte in einer Anmerkung zu Hollaz examen, weil Gott keinen Men-

schen, so lange er lebt, von seiner Gnade ausschließt: so könne auch in dieser Welt keine eigentliche Strafe statt finden, sondern alle Uebel, die hier Menschen dulden, seyen entweder väterliche oder gerichtliche Züchtigungen. Dieser Anmerkung widerspricht der Hr. V. deswegen, weil die Schrift von incorrigiblen Menschen redet, und glaubt daher, man müsse, weil niemand wissen könne, welcher incorrigibel sey, das Urtheil so einrichten; entweder sind in dieser Welt gar keine eigentlichen Strafen, sondern blos väterliche und gerichtliche Züchtigungen, oder wenn es dergleichen giebt: so kann dieß niemand als Gott und der Gestrafte wissen. Der Hr. V. behauptet nun, Gott habe bey Strafen im uneigentlichen Verstande genommen, die Besserung des Gestraften nicht zur Absicht, diese Strafen aber leide niemand als der Incorrigible. Man sieht leichte, daß bey diesem Urtheile der Satz zum Grunde liegt: was nicht erfolgt, kann auch Gottes Absicht nicht seyn. Allein dieser Satz ist nur eines theils wahr. Er ist wahr, wenn von Dingen die Rede ist, die lediglich von der Providenz abhangen, und in welche die menschliche Freyheit durchaus keinen Einfluß hat. Wenn aber von Dingen die Rede ist, bey denen etwas auf die menschliche Freyheit ankömmt: so ist dieser Satz falsch. Denn da geschiehet oft gerade das Gegentheil von dem, das Gottes Absicht ist. Will man dieß nicht zugeben: so wird man ungemein viel Falsches behaupten müssen. Man müßte z. E. auch so schliessen können: Manche Menschen lassen sich durch die Religion nicht bessern, also

also läßt sie auch Gott nicht jedem in der Absicht verkündigen, daß er gebessert werden soll; nicht alle Menschen werden selig: also hat Gott auch nicht die Absicht sie alle seelig zu machen. Sind diese Schlüsse richtig? Gewiß nicht. Der Hr. V. selbst wird sie nimmermehr annehmen. Man wird also auch nicht schliesen können: manche Menschen werden durch Strafen nicht gebessert, also hat auch Gott, wenn er sie straft, ihre Besserung nicht zur Absicht. Nein. In Gott, dem liebreichen und gütigen Vater aller seiner Geschöpfe, bleibt stets die Absicht seine verirrten Kinder zu bessern. Unterbleibt bey den ihnen zugeschickten Uebeln ihre Besserung; so liegt die Ursache blos darinne, daß sie dieselben nicht zur Besserung nützten. Wie wahr dieß sey, sieht man besonders aus denen Uebeln, die Gott den Israeliten von Zeit zu Zeit zuschickte. Sie werden, wie der Hr. V. sagt, ausdrücklich Strafen genannt. Die Besserung dieses Volks erfolgte dabey nicht stets. Und doch finden sich häufige Klagen über dieses Volk, daß es selbst seine harten Schicksale nicht zur Besserung gebrauchte. Könnten diese Klagen statt finden, wenn Gott nicht die Besserung desselben bey seinen Strafen zur Absicht gehabt hätte? Selbst die Ursache der Endlosigkeit der Höllenstrafen getraueten wir uns nicht darinnen zu setzen, daß Gott die Besserung der Verdammten gar nicht mehr wolle, und durchaus nicht mehr Willens sey, eine allenfals erfolgende Besserung anzunehmen. Dieser Gedanke von Gott ist uns unerträglich, und wir wenigstens haben noch keine Schrift-

stelle gefunden, die uns zu demselben berechtigte. Die Höllenstrafen sind blos deswegen ewig, weil die Verdammten zu einem solchen Grade der Bosheit herabgesunken sind, daß sie sich auch durch das härteste Schicksal nicht mehr zur Sinnesänderung bewegen lassen, und Gott also gleichsam gezwungen ist, sie ihrem Unglücke zu überlassen. Doch wir wollen uns hiebey nicht länger aufhalten. Unsere Leser sehen nun wohl deutlich genug, daß der erste Theil dieser Disputation nicht mit der nöthigen Genauigkeit ausgearbeitet worden. Wir wollen itzt nur noch mit wenigen den Inhalt des zweyten oder praktischen Theils derselben anzeigen. Hier kommen folgende Regeln vor: 1) den Begrif von göttlichen Strafen muß man weder aus Luthers Bibelübersetzung, noch aus asketischen und liturgischen Büchern, noch aus dem oft fehlerhaften Sprachgebrauche und eben so fehlerhaften Sprüchwörtern hernehmen. 2) Man muß das Gefühl der Strafwürdigkeit nicht mit dem Gefühle der Strafe vermischen, auch nicht das Vergeltungsrecht, welches schon in diesem Leben sichtbar ist, für eine Strafe im eigentlichen Verstande halten. Diese Regel möchte wohl nicht richtig seyn. Sie kömmt theils aus dem nicht bemerkten Unterschiede zwischen natürlichen und positiven Strafen, theils aus dem Gedanken, daß Strafen im eigentlichen Verstande, nicht bessern sollen. 3) Man muß nie aus dem äuserlichen glücklichen oder unglücklichen Zustande eines Menschen auf seine Frömmigkeit oder Gottlosigkeit schlieſen. 4) Man muß nie aus einzelnen

Handlungen der Menschen, noch aus einem bloßen Gerüchte von ihren Lastern, noch aus Handlungen, die sie im Affekt gethan haben, auf ihre Strafwürdigkeit schliesen. 5) Man muß einen Menschen nach seinem ganzen Charakter kennen, wenn man beurtheilen will, ob er durch die Uebel, die er leidet, gestraft wird oder nicht. Diese drey letzten Regeln sind Empfehlungswerth. Der Hr. V. hat auch ihre Nothwendigkeit recht gut gezeigt.

G.

XIII.

Schulstudien-Plan oder Abriß der Schulstudien für iunge Studierende auf Gymnasien und Schulen, nebst einem Verzeichniß der dazu gehörigen vorzüglichern Bücher, von Johann Friederich Facius, ausserordentl. Profess. am Casim. Gymnas. (zu Koburg) Nürnberg bey Grattenauer 1782. 52 S. in Oktav.

Viele tausend Jünglinge werden täglich für höhere Studien unterrichtet, und ein kleiner Theil von ihnen weis vielleicht sehr wenig von einem bestimmten Plan, den er auf Schulen bis auf einen gewissen Punkt hin durcharbeiten und auf Universitäten vollenden muß, wenn er einst seinem Fache Ehre machen will. Daher die iungen und alten

Stümper; daher die oft unverzeihliche Unwissenheit in den Grundkenntnissen; daher der unerträgliche Schlendrian, welcher Embryonen zur Reife zwingt; daher die nachläßige Sorglosigkeit, womit man gemeinhin das Feld seiner Hauptwissenschaft durchjagt; daher die immer weiter einreißende Seuche, mit den gepuzten Modepuppen der sogenannten Schöngeisterei ein bischen zu tändeln und darüber die Originale des wahren ächten Geschmacks und mit ihnen die eigentliche gründliche Gelehrsamkeit selbst hintanzusetzen. Der Herr Prof. verdient daher allen Dank, daß er vielen unserer jungen teutschen Weichlinge die Augen öfnet und ihnen einen getreuen Abriß ihrer künftigen wichtigen Bestimmung darlegt. Daß er seinen Gedanken nicht unwürdig werde ausgeführt haben, dafür kann schon zum voraus der gute Kredit, in dem der Verfasser beim Publikum steht, einigermaßen Bürge sein. Allein man überzeugt sich noch mehr davon, wenn man diese wenige Bogen selbst in die Hände nimmt.

Eine weitläuftige Bearbeitung dieser Materie kann man nun freilich auf 52 Seiten nicht erwarten, welches indessen doch vielleicht für manche besser gewesen sein würde. Nur die Hälfte mehr Erweiterung (und dann wäre das Ganze ohngefehr 6 Bogen stark geworden) sollte hie und da mehr Deutlichkeit und genauere Einsicht in die Ideen des Hrn. Verf. gegeben haben. In sieben Abschnitten hat Herr F. seine Gedanken vorgetragen. 1) Allgemeine

meine Schulstudien für solche, die sich keinem gelehrten Stand widmen wollen. 2) Abriß und Eintheilung des gelehrten Standes. 3) Allgemeine Schulstudien, in wie fern sie allen gelehrten Ständen gemein sind. 4) Schulstudien für diejenigen, die sich der Gottesgelahrheit widmen. 5) Für diejenigen, die sich der Rechtsgelahrheit widmen. 6) Für diejenigen, die sich der Arzneiwissenschaft widmen. 7) Für künftige Humanisten oder Philologen. Wir haben durchgehends die Gründlichkeit und guten Grundsätze des Herrn Verfassers bemerkt, nur deucht uns seine Sprache etwas kalt und unbiegsam, sein Ausdruck schwach und undurchdringend. Der systematische Vortrag ist an sich schon trocken und wird es noch mehr, wofern ihm nicht durch eine lebhafte, webende Sprache aufgeholfen wird. Zum Schluß wollen wir noch einige Bemerkungen mittheilen, die der Herr Verf. etwa bei einer zwoten Auflage wird benutzen können. S. 2. fehlt Schellers kleine lateinische Grammatik. Ebend. steht Kirschens Lexikon nach einer alten Ausgabe, und es heißt von ihm, es wäre unter den Handwörter-Büchern noch immer das beste. Wie hat der Verf. das bei seinem humanistischen Gewissen verantworten können? Ich glaube, es ist eines der schlechtesten. Drümel und Hedrich gehören doch auch zu den Handlexikon, aber sie sind weit vorzuziehen. S. 4. wäre wol Roux franz. Lexikon besser als das Frischische. S. 5. fehlt die allgemein bekannte Raffische Geographie für die Jugend. S. 8. Ob die Erklärung vom gelehrten Stand

wol ganz richtig ist? S. 11. wären für Sander wol Sturms Betrachtungen über die Werke Gottes im Reich der Natur besser gewesen. S. 13. halten wir nicht mit dem Hrn. Verf. für rathsam sich bei der Grammatik als Kompendium lang aufzuhalten, sondern iene, gleich aus der Sprache selbst mit dem Jüngling gebildet, möchte wol nützlicher seyn. So kann man einem leichter griechisch lernen, wenn man, ohne ihm eine oft unrichtige, meistens unphilosophische Grammatik in die Hand zu geben, mit dem praktischen Unterricht sogleich den Anfang macht, und dabei die Regeln der Sprache abstrahirt. Nach S. 13. möchte ich keinem Jüngling zur Kenntniß der röm. Klassiker und ihrer Ausgaben Hauptmanni notitia breuior., sondern lieber gleich die Harlesische introd. in not. etc. geben. Ebend. ist von Hederichs mythol. Wörterbuch die Jahrzahl 1771. wol ein Druckfehler, denn im Jahr 1770. ist die neue Ausgabe erschienen. Ob nach S. 15. dem Juristen die griechische Sprache entbehrlich sei, dürfte von vielen bezweifelt werden. Es ist im ersten Stück dieser Blätter S. 83. das hieher gehörige gesagt worden. An statt Meine Logik S. 21. würde ich lieber die Federsche und Brieglebsche anrathen. Seite 27. sind in den Grundsätzen der Künste und Wissenschaften der klassische Sulzer und Batteux Einleit. vergessen. Wer wird wol einem Jüngling Home's Grundsätze in die Hände geben, da sie mit der tiefsten Philosophie geschrieben sind und einen reifen Denker verlangen? S. 28. f. sind trefliche Erinnerungen uns aus dem Herzen geschrieben.

schrieben. S. 30. ist vom Simonischen Hebr. Wörterbuch die alte Ausgabe von 1756. angegeben, welche nun fast unbrauchbar, seitdem die neue umgearbeitete von 1771 erschienen ist. S. 43. ist wol für den Gradus ad Parnassum und Smetius das Janische Werk zu setzen. S. 44. wird sich Herr Barth freuen, daß sein Properz unter den Mustern der Ausgaben steht. Es ist gut, daß dieß vielleicht die Herrn Holländer nicht lesen. Wir würden die Burmann-Santensche dafür setzen. S. 45. wird noch zur vollständigern Kenntniß der römischen Klassiker und ihrer Ausgaben die Harlesische Introductio in histor. linguae latinae. Bremen 1764. und 1772. empfohlen, welche wir, da von der grosen Einleitung die zween ersten Bände 1781. bereits erschienen sind, hier nicht erwartet haben. Zur Kenntniß der griechischen Idiomen. (Idiotismen sagt Herr F. noch) glaub ich, darf man neben dem Viger noch gar wol die Quelle, nemlich *Budaei* commentarii graecae linguae nach der Basel. Ausgabe 1556. empfehlen. Herr Glandorf in Anspach arbeitet an einen eigenen Werk: de caussis idiomatum graecorum, worauf wir begierig sind. So darf er ebenfals auch den Maittaire de dialectis gr. ling. Haag 1738. kennen lernen. S. 50. scheint mir die Kenntniß der alten Kunstgeschichte zu kurz abgefertigt zu seyn, sie, die zur Bildung des Geschmacks dem Jüngling nicht früh genug empfohlen werden kan, worüber Winkelmann in seiner Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung in der Kunst Dreßden 1771. weitläuftig spricht. Zu den 52. genannten

nannten Schriften gehört noch das vorzüglich für Anfänger sehr brauchbare Buch: Joh. Fried. Christ Abhandlung über die Litteratur und Kunstwerke. Leipz. 1776. 8. In.

XIV.

Gedanken über die Satire, und ihren Einfluß in die Besserung der Sitten, womit die auf hohen Befehl und Verordnung eines hochlöblichen Konsistorii mit der gesamten Schuljugend d. 21. des Märzmonats im Jahr MDCCLXXXII. vorzunehmende Examina geziemend anzeigen und alle hohe Patronen, vornehme Gönner und Freunde der Schulen dieselben mit Dero hohen und schätzbaren Gegenwart zu beehren, unterthänig, gehorsamst und ergebenst einladen wollte, Johann Georg Purmann, des Gymnasii Rector. Frankfurt 1782. 3 Bogen gr. 4.

Es wird wenig Gelehrte geben, die ihre Gelegenheitsschriften nach so überdachten Plan, mit so ausserordentlichem Fleis und Nachdenken niederschreiben, als Herr Purmann. Wir freuen uns desto mehr darüber, ie öfter uns Anschläge und Einladungsbögen fugiente calamo et animo hingehudelt vorkommen. Gegenwärtige Abhandlung ist voll feiner Gedanken und Bemerkungen, welche von dem regen Beobach-

Beobachtungsgeist des Hrn. Verfassers zeugen. Er macht mit der allgemeinen Nothwendigkeit der Sittenverbesserung den Anfang, zeiget, daß ohne sie kein Volk eigentlich vollkommen und glücklich seyn kann und geht dann zur Geschichte der moralischen Verbesserung der Nationen über. Sobald die Menschen anfiengen sich in gesellschaftliche Verbindungen einzulassen, so stiegen Dichter unter ihnen auf, welche zur Kultivirung der Sitten den ersten Schritt thaten. In ältesten Zeiten geschah dieß durch Denksprüche, welche dann die ersten Grundzüge der Volksmoral ausmachten; ferner bediente man sich der Gesprächr, Allegorien, Fabeln. So wurden die Dichter nach und nach Gesetzgeber, Häupter und Führer der Völker. Homer war der allgemeine Sittenlehrer der Griechen und seine Bücher die Quelle der Politik. Andere Dichter nach Homer machten sich die Sittenverbesserung des Volks noch mehr zur Pflicht, besonders die Liedersänger. Pindars Oden wurden Volkslieder, und der Nationalgeist der Griechen erhielt dadurch einen höhern Schwung. Eben so müssen unsere alte Deutsche durch die Gesänge ihrer Dichter ungemein kultivirt worden seyn. — Zu den Dichtern gesellten sich, zwar nicht in den ältesten Zeiten, die Philosophen und halfen das Gebäude der Sittenverbesserung fortbauen. Vom Sokrates ist bekannt, daß er seine Weisheit gemeinnütziger machte und von dem Himmel in das gesellschaftliche Leben führte. Allein er konnte doch keinen so allgemeinen Nutzen, wie die Dichter, bewirken, weil sich in seinen Vortrag

noch

noch immer viel Sophisterei mischte, wodurch der Eindruck seiner praktischen Lehren gehindert wurde. Und doch hat er mehr gethan, als alle andere Philosophen nach ihm, als Plato, Aristoteles und die Stoiker, denn die Sprache der letztern war zu hoch und ihren Schriften fehlte dasienige, was den Geist des Menschen zu festen Entschliessungen bestimmt. Man sieht wohl, daß auch hier der Mittelweg der beste sein wird. Und den geht der philosophische Dichter, welcher die Tiefen des menschlichen Herzens genau kennt, seine Beobachtungen einstreut, den Menschen Reizungen zur Tugend giebt und feste Entschliessungen des Geistes hervorbringt. Die äussere Einkleidung nimmt er von den Umständen her, lehrt bald in Fabeln, Romanen und Denksprüchen, bald bedient er sich der Geissel der Satire. Hier nimmt der Verf. Gelegenheit, zur eigentlichen Abhandlung überzugehen und zu zeigen, wie weit die Satire zur Besserung der Sitten zu gebrauchen sei. Er sezt dabei den Begrif der Satire fest, untersucht, was sie bei den Griechen und Römern für Wirkungen hatte und ob sie auch bei uns ein untrügliches, wenigstens brauchbares Mittel zur Sittenverbesserung abgeben könne? — Oeffentliche Beschämungen haben oft gute Wirkungen, und wecken nicht selten den fühllosten Bösewicht aus seinem Taumel auf. Und dieß kann die Satire. Sie ist sehr alt, aber verschiedenen Ursprungs. So war es bei den alten Griechen Sitte, bei öffentlichen Zusammenkünften, sogar bei Festen, die Zuschauer mit allerhand Spottreden zu belustigen.

Die

Die Quelle von dieser Lustbarkeit liegt in der Eigenliebe des Menschen. Bei den Griechen versammelten sich ganze Chöre, die Vorbeigehenden zu verhöhnen und zu verspotten. Die Römer sangen ihre Saturninische und Fescenninische Verse. Bei den alten Teutschen gehören die Fastnachtslustbarkeiten hieher. Bei den Griechen sind aus iener Sitte entsprungen, die alte Komödie, das satirische Trauerspiel, die Silli oder Verse, die aus grosen Dichtern zusammengesetzt, aber in einem ganz andern Sinne genommen wurden. Nach diesen verfertigte man auf einzelne Personen beissende Lieder, wodurch Archilochus noch bekannt ist. Die Satire der Griechen gieng also auf einzelne Personen, erschien bald in dramatischer, bald in lyrischer, bald in dialogischer Form, und wurde durch persönliche Feindschaft veranlaßt. Die römische Satire bestund zuerst in groben und ungeschliffenen Späßen und fand sich in lustigen Volksliedern, worinnen man auf eine niedrige und unflätige Art einander seine Fehler vorwarf. Sie hiesen Satirae von der lanx satira, nicht aber von den Satyrn. Man las sie aber lieber, als man sie auf der Bühne sah. Dieß machte sich Ennius zu Nutzen und mischte Spöttereien in seine Gedichte. Lucilius schuf daraus die feinere Satire. Ihm folgten Horaz, der nicht Personen, sondern Thorheiten angrif, Juvenal, der mit scharfer Geisel die Laster züchtigte, und Persius, der seinen Spott in finsteres Dunkel hüllte. Terentius Varro schrieb bei den Römern in ganz eigener Manier Satiren, so daß er Verse in Prosa webte.

Er

Er ahmte darinnen dem Menippus nach, welcher mit der gröſten Unverschämtheit die Fehler der Menschen haſte. Auch Lucian, Petron und Seneka kamen seiner Manier nahe. Die Römer wurden eigentlich die Muſter in der Satire. Der Verf. erklärt darauf dieſe Dichtungsart und widerlegt den Heinſius, welcher ſie unrichtig vorgeſtellt hat. Sie darf keine Perſonen angreifen, ſonſt wird ſie Paſquill. Horaz hat auch hierinnen den feinſten Geſchmack gezeigt; man leſe nur ſeinen Schwätzer. Indeſſen zieht die Satire doch immer Haß nach ſich, wenn ſie auch noch ſo ſehr aufs Allgemeine geht, und aus dem wärmſten Eifer für das moraliſche Gute erzeigt wird. Allein durch beides verdient ſie Beifall, wenn auch das getroffene Laſter noch ſo erbost dagegen ſchäumt, weil ſie die Sitten beſſern will. Nur darf der Satiriker nie ein böſes Herz, Rachgierde, Mißgunſt, Schadenfreude, oder überhaupt bübiſchen Muthwillen zeigen. Zuletzt entwirft noch der Hr. Verf. mit der Hand eines Meiſters den Karakter eines guten Satirikers, breitet ſich über die Arten der Satire aus, beſtimmt ihren Ton, die verſchiedenen Eigenſchaften des Spottes, und ſpricht mit vielem Scharfſinn von den guten Wirkungen, die derſelbe auf die Beſſerung des Herzens und der Sitten unter gewiſſen Umſtänden haben kann. Wir wollen der Satire ihren Nutzen nicht ganz abſprechen, ſind aber beinahe überzeugt, daß auch der feinſte Lucian mehr zur Beluſtigung dienen als eigentliche Sitten und Herzensbeſſerung hervorbringen möge, weil die Eigenliebe immer einen dich-

ten

ten Schleier vor das Auge des Lasters zu ziehen pflegt, damit dieses im Spiegel der Satire seine wahre Gestalt nicht erkennen kann.

Jn.

XV.

Dissertatio theologica doctrinam de descensu Christi ad inferos noua ratione illustratam sistens, Praes. *Io. Frid. Hirt* — Auct. *Heinr. Gotthilf Oertel*, A. M. et Ampl. Philos. ord. assessor ordin. Vitebergae 1782. 48. S.

Die Erscheinung dieser Disputation war uns gewiß recht angenehm. Jhr Titel machte uns die Hofnung, daß wir die Lehre von der Höllenfahrt Christi, über welche von jeher so viel geschrieben, und bis itzt noch so wenig entschieden worden, in ein neues und helleres Licht gesetzt, und mit sichern Beweisen unterstützt finden würden. Wir können aber nicht sagen, daß unsre Erwartung ist erfüllet worden. Der Herr V. nimmt den descensum Christi ad inferos ohne alle Untersuchung in dem, wie er sagt, gewöhnlichen Verstande unsrer Kirche, daß nemlich Christus, nachdem er im Grabe lebendig worden, und ehe er noch auferstund, an den Ort der Verdammten hingegangen, und sich daselbst als Ueberwinder gezeigt hat, verwirft dann die für die-

se Höllenfahrt bisher vorgebrachten Beweißstellen, und sucht sie durch andere, die aber, wie es uns wenigstens scheint, weit weniger als die verworfenen beweisen, wahrscheinlich zu machen. Wir sehen also nicht ein, mit welchem Rechte der viel sagende Titel dieser Disputation vorgesetzt ist. Wir wollen denn nun aber unsre Leser mit ihrem Inhalte genauer bekannt machen.

Zuerst wird gezeigt, daß ein descensus Christi ad inferos von jeher geglaubt und gelehrt, aber nicht auf einerley Art verstanden worden ist. Dann werden die verschiedenen Erklärungen, die davon gemacht worden, und die vornehmsten Vertheidiger einer jeden derselben, nebst den Ursachen dieser Verschiedenheit angezeigt. Ein Auszug aus diesem Theile dieser Disputation wird nicht nöthig seyn. Unsern Lesern ist dieß alles aus den gelehrten Arbeiten eines Pearsons, Clemms, Webers und besonders Herrn D. Dietelmayers, welche der Herr V. billig genüzt hat, bekannt. Nur die angegebenen Ursachen, warum diese Lehre stets verschieden ist erklärt worden, wollen wir anzeigen. Sie sind folgende: 1) Die Vieldeutigkeit der Wörter: ἅιδης, infernum, descendere, und der ganzen Redensart: ad inferos descendere. 2) Die Zweydeutigkeit, mit welcher dieser Artikel in dem Symbolo Aquileiensi, wo er das erstemal vorkommt, ausgedruckt ist, da es nemlich heißt: descendit ad inferna. 3) Weil verschiedene Symbola diesen Artikel auslassen, wenn

sie

sie der Begräbnis gedenken, und so umgewandt. 4) Weil unsre alten Theologen, wenn sie von der Höllenfahrt reden, auch zugleich des Leidens am Oelberg und am Kreuz gedenken, und also die Sachen nicht gehörig unterscheiden. 5) Die Begierde Aufsehen zu machen und etwas neues zu sagen. Hiebey hätte wohl auch auf die Art, wie Theologie und Exgese von Zeit zu Zeit getrieben worden, und besonders auf die Vorstellungen, die man sich vom Satan und seinem Reiche, und dessen Verhältnis gegen Jesum und seine Erlösung Rücksicht genommen werden können. Man würde hiedurch leichte die Ursache gesehen haben, warum zu dieser und jener Zeit, von diesem und jenem Gelehrten von der Höllenfahrt Christi so und nicht anders geurtheilt worden. Die gewöhnlichen Stellen für diese Lehre Zach. IX, 11. Ps. XVI, 10. Act. II, 27. Ps. LXVIII, 19. Eph. IV, 8. 9. Hos. XIII, 14. 1 Petr. III, 18. 19. verwirft der Hr. V. aus bekannten Gründen. Wir wollen uns daher auch hiebey nicht aufhalten. Nur dieß wollen wir bemerken, daß er in der Petrinischen Stelle das Wort φυλακὴ nicht von der Hölle, sondern von dem verderbten moralischen Zustande der Menschen vor der Sündfluth verstehet. Diese Erklärung haben schon Limborch. in theol. Christ. und Schoettgen in hor. hebr. doch mit dem Unterschied angenommen, daß sie behaupteten, es sei nicht von den Menschen vor der Sündfluth sondern von Jüden und Heyden, denen Christus durch die Apostel hat predigen lassen, die Rede. Sie hat aber nie vielen Beifall

fall gefunden, und wird ihn auch schwerlich itzt finden. Nun gestehet der Hr. V. daß die Höllenfahrt Christi, in dem Verstande, in welchem er sie annimmt, durch keine Schriftstelle deutlich und genau bewiesen werden könne. Aber doch, glaubt er, könne sie durch Folgerungen und Schlüsse wahrscheinlich gemacht werden. Deswegen beweißt er zuerst kürzlich ihre Möglichkeit, und dann führt er zwo Schriftstellen an, welche ihre Wirklichkeit wahrscheinlich machen sollen. Die erste Stelle ist die Luc. XXIV. 26. 27. Jesus sucht die nach Emmahus gehenden Jünger aus der Verlegenheit, in welche sie durch seinen Tod, und die nun erhaltenen Nachrichten von seiner Auferstehung, gesetzt worden, zu ziehen. In dieser Absicht erklärt er die von ihm handelnden Weissagungen des A. T. Den Anfang macht er mit Mose. Bey diesem findet sich Gen. III, 15. die erste Weissagung von Christo. So wohl der Inhalt dieser Weissagung nun, als auch die Art, wie Jesus überhaupt aus den Weissagungen des A. T. zur Beruhigung der beeden Jünger schloß, machen, wie der Hr. V. glaubt, die Höllenfahrt Christi wahrscheinlich. In der Mosaischen Stelle wird gesagt, der Weibessaame, Christus, werde die gefallenen Menschen von der Gewalt des Satans befreyen, nicht nur den Sieg über denselben davon tragen, sondern sich auch öffentlich als Ueberwinder desselben zeigen. Da nun dieß nicht leichter und herrlicher als durch die Höllenfahrt bewirkt werden konnte: so ist sie auch wahrscheinlich geschehen. Hiewieder möchte nun vieles einzuwenden seyn. Mit welchem

chem Grunde kann man annehmen, daß sich Jesus gerade damals auf diese Mosaische Stelle berufen hat, da er es doch sonst nie gethan hat? Etwa weil er von Mose angefangen hat? Aber er geht auch in dem Gespräche mit Nicodemus bis auf Mosen zurück, und gedenkt dabey nicht dieser Stelle, sondern der ehernen Schlange. Und vielleicht hat er auch itzt dieser Geschichte gedacht, da sie seinem Vortrage, daß Christus leiden mußte, so angemessen ist. Oder vielleicht, weil die Mosaische Stelle eine Weissagung auf Christum enthält? Dieß ist aber noch nicht ausgemacht. Doch der Hr. V. nimmt es über sich, dieß gegen die Dathischen und Döderleinischen Gründe in einer besondern Abhandlung zu erweisen. Wir wollen daher in Erwartung dieser Abhandlung die ganze Erklärung, die er von dieser Stelle macht, als richtig annehmen. Jesus sollte also die gefallenen Menschen von der Gewalt des Satans befreyen, nicht nur den Sieg über ihn davon tragen, sondern sich auch öffentlich als Ueberwinder desselben zeigen. Dieß alles ist richtig. Aber nun der Schluß: weil Jesus seinen Sieg über den Satan nicht leichter und herrlicher als durch die Höllenfahrt zeigen konnte: so ist sie auch wahrscheinlich geschehen, sollte dieser Schluß wohl richtig seyn? Wir zweifeln sehr. Jesus befreyt die Menschen von der Gewalt des Satans, wenn er sie vom Unglauben, Abgötterey und der Herrschaft des Lasters frey macht, dagegen zur rechten Gottesverehrung und wahren Tugend führt. Dieß aber thut er allein durch seine Lehre. Folglich zeigt

r sich als Satans Ueberwinder nicht durch die Höl-
enfahrt, sondern durch die Ausbreitung seiner Lehre.
Je mehr diese sich ausbreitet und ihre seegensvolle
Kraft an den Menschen beweißt, desto herrlicher zeigt
sich Jesus als der Ueberwinder des Satans. Die
Höllenfahrt Christi soll ferner durch die Art, wie er in
der angeführten Stelle Lucä schloß, und seine Jünger
von seiner Auferstehung zu überzeugen suchte, wahr-
scheinlich werden. Jesus schloß so: wenn Gott in
verschiedenen Weissagungen durch die Propheten
vorausgesagt hat, daß Christus nach seinem Tode wie-
der auferstehen soll: so muß auch diese Auferstehung
ohnfehlbar erfolgen. Um sie nun zu überzeugen, daß
sie wirklich erfolgt sey, zeigte er sich ihnen sichtbar.
Durch einen ähnlichen Schluß wird nun nach des
Hrn. V. Meynung auch die Höllenfahrt Christi wahr-
scheinlich. Wenn Gott durch die Propheten des A.
T. vorausgesagt hat, daß Christus die gefallenen
Menschen von der Gewalt des Satans befreyen und
denselben überwinden soll: so hat dieß auch ohnstrei-
tig geschehen müssen. Damit nun Satan und sein
Anhang möchte überzeugt werden, daß der über ihn
geweissagte Sieg wirklich ist erhalten worden: so ist
Jesus vermuthlich selbst in die Hölle gefahren. Auch
dieser Schluß scheint uns wenig Stärke zu haben.
Satan wird hinlänglich überzeugt, daß er von Jesu
überwunden worden, wenn seine Werke, Unglauben,
Abgötterey und Laster durch die Lehre desselben zer-
stöhrt und dagegen rechte Verehrung Gottes und wah-
re Tugend ausgebreitet werden. Den andern wahr-

schein-

scheinlichen Beweis nimmt der Hr. V. aus Phil. II, 9-11. Unter den καταχθονίοις versteht er die Verdammten, und schließt dann so: Wer jemand als seinen Herrn verehren soll, der muß ihn nothwendig kennen. Nun sind aber die bösen Geister nicht allwissend. Folglich muß ihnen Jesus, wenn sie ihn als ihren Herrn verehren sollen, bekannt gemacht werden. Der Hr. V. leugnet wohl nicht, daß es hiezu vielerley Mittel geben könne. Aber doch hält er die Höllenfahrt für das leichteste und herrlichste und deswegen auch für wahrscheinlich. Wir wollen die Erklärung, die der Hr. V. von den καταχθονίοις macht, nicht bestreiten, ob wir sie gleich aus, wie uns scheint, guten, aber hier nicht anzuführenden Gründen, nicht annehmen, auch nichts zur Entkräftung seines Schlusses sagen. Denn da er auf der vorhergehenden Seite aus Marc. V, 7. coll. Act. XVI, 17. zeigt, daß die bösen Geister, Christum schon im Stande seiner Erniedrigung als Gott verehrt haben: so hat er selbst den Grund, auf den sein ganzer Schluß gebauet ist, hinweggenommen. Uebrigens verkennen wir die Gelehrsamkeit und den Fleiß, den der Hr. V. in dieser Disputation gezeigt hat, keineswegs, sondern hoffen vielmehr, daß er der Kirche und Religion nützliche Dienste leisten werde.

XVI.

Bey Gelegenheit einer Redeübung, die zur Feyer des Geburtsfestes Ihrer Hochfürstl. Durchl. der regierenden Frau Markgräfin, in dem Lyceum zu Culmbach 1782. angestellt wurde, schrieb Hr. Conrector, Joh. Christian Jahn, zur Einladung einen Versuch zur Landesgeschichte, Mangersreuth betreffend. Dieses ist ein Dorf, nahe bey der Stadt Culmbach, das sich im Pabstthum auszeichnete, und woselbst Friedrich I. Churf. von Brandenburg, auf Verordnung seines verstorbenen Bruders, des Burgg. Johann zu Nürnberg, eine Frühmesse stiftete. Hr. J. liefert hier die 1434. vom Bischof zu Bamberg, der sich damals zu Basel, auf dem Concilium, befand, darüber ertheilte Bestätigung, aus einer Copie, und begleitet diese Urkunde mit Anmerkungen, die theils andere wohlthätige und fremde Handlungen des gedachten Fürsten betreffen, theils die Beschaffenheit dieser Mangersreuthischen Stiftung umständlicher erklären. Es kommen hier von einigen bey der neu errichteten Capelle angestellten Caplänen, von dem Zuwachs der Stiftung und von der Wallfarth nach diesem Orte und einer im Jahr 1509. entstandenen Schlägerey unter Bauern, wobey es Wunden und auch einen Todschlag gab, (weswegen die Thäter das Gotteshaus zu Mangersreuth wiederum weihen lassen, und entschädigen mußten,) und endlich, von der Veränderung, die durch die Reformation verursacht wurde, sehr gute Nachrichten vor. Bis ohngefähr

gefähr 1527. hatte die Capelle ihren Altaristen: im Jahr 1530. mußten, zufolge eines schon im vorigen Jahre ergangenen Landesherrl. Befehls, verschiedene darinnen verwahrte Kostbarkeiten, nach Plassenburg geliefert werden.

Vom Jahr 1528-1553. wurde die Mangersreuther Capelle als eine Filialkirche von Culmbach versehen. Die Nutzung der Pfründe ward anfangs von dem Herrn Marggrafen Friedrich verschiedenen Personen, als ein theologisches Stipendium, ertheilt; jedoch mit Abzug von 37. fl. die ein Caplan zu Culmbach erhielt. Im Jahr 1551. ward sie zum Culmbachischen Kastenamt geschlagen. In den Kriegsunruhen Marggraf Albrechts erfuhr die Capelle zu Mangersreuth das Schicksal mehrerer Kirchen: sie wurde zerstört und blieb von 1553-1720. ungebauet liegen, ungeachtet in den Jahren 1624 und 1662. über ihre Wiederherstellung gerathschlaget wurde.

Dieser Beytrag zur Landesgeschichte wird ohne Zweifel den Beyfall gefunden haben, den die darinnen bewiesene Sorgfalt und Genauigkeit des Hrn. Verf. verdienet.

J.

XVII.

Schediasma de iure iurando ex mente hebraeorum, cuius particula prima lustrationis scholasticae solemnia ad d. XIV. Cal. Maii MDCCLXXXII. — indicit *Jo. Ge. Purmannus* Gymn. Rector. Francof. ad Moenum. 3 1/2 B. in 4.

Als Einleitung schickt der Hr. V. etwas weniges von dem Ansehen des Eides unter den ältern Völkern, Griechen und Römern vorzüglich; ingleichen von der Verachtung des Meyneides, und den Bemühungen der Stärke und Bindbarkeit der Eide auszuweichen, voraus. Da man dies letzte den Juden vorzüglich Schuld giebt, so liegt hier der Uebergang des V. auf sein Thema, dessen andern Theil, der die Lehrsätze der Rabbinen vom Eide enthalten soll, wir noch zu erwarten haben. Der erste, vor uns liegende Theil trägt das vor, was in der heil. Schrift vom Eide gelehrt wird. An Ansehung der Benennung שבועה fanden wir weiter nichts neues, denn der V. tritt denen bey, welche dies Wort davon herleiten, daß man ehemals beym Eide sieben Sachen, (z. E. 7 Steine ꝛc.) als Zeugen brauchte. Aber ists wohl hinlänglich, hier die Zahl sieben blos als eine heilige Zahl anzunehmen, ohne eigentlich zu bestimmen, warum gerade diese und keine andere Zahl zum Eide genommen wurde? Die Sache ist richtig, aber den Grund wissen wir nicht. Ursprünglich ist der Eid ein Gebet zu Gott. Dies sahe schon Cicero und Seneca. Daher ist die

älteste

älteste Art zu schwören ein bloßes Gebet. Genes. 14, 22; und daher rührt auch das Händeaufheben dabey. Verschiedene Münzen, Pindar, Olymp. Od. 7. Heliodor und andere bezeugen, daß eben dies auch bey andern Nationen statt fand. Auch die feyerliche Berührung des Altars, hatten die Heyden mit den Juden gemein. Aber doch möcht' ich nicht mit dem V. behaupten, daß alle Gebräuche bey Opfern von den Juden auf die Heyden, imitatione quadam übergegangen sind; wenigstens ist hier die Berührung des Altars von den Heiden gewisser, als von den Juden. Die Stelle 1 König. 8, 31. sagt weder, daß der Altar berührt worden, wie es der H. P. erklärt; noch daß der Eid vor der Bundeslade abgelegt worden, wie Maimonides will: sondern sie spricht blos von einem vor dem Altar abzulegenden Eide. Abraham läßt den Elieser bey einem Schwure die Hand auf seine Hüfte legen, welches auch Joseph Genes. 48, 29. that; Es ist dies ein älterer Gebrauch, den aber H. P. nicht zu erklären wagt, und also blos giebt, was andre vor ihm gesagt haben. Doch bemerkt er gegen die, welche diesen Gebrauch durch die Beschneidung erklären wollen, daß es doch auffallend wäre, daß in den folgenden Zeiten, bey der grossen Verehrung, die die Juden für die Beschneidung hatten, solcher nicht mehr wäre beobachtet worden. Uebrigens beweisen die beym Eide schon seit Abrahams Zeiten gewöhnlichen Opfer, daß er ein wahres Stück der Religion gewesen sey. Die dabey geschlachteten Thiere sollten einen neuen Schrecken für den Meyneid geben, und der

Schwö-

Schwörende bath Gott, wenigstens sollte er diesen Gedanken haben, daß, wenn er falsch spräche, ihm es so, wie diesen Thieren, ergehen sollte. Moses verwandelte das Hindurchgehen durch die zerstückten Thiere, bey näherer Verordnung des Eidopfers, blos in ein Besprengen mit dem Blute, und man findet ein feyerliches Beyspiel einer allgemeinen Eides-Ceremonie Deutr. 27, 28. Die Verordnungen, die Gott wegen des Eides gab, sind, erstlich, bey keinem andern Gott, als dem wahren, dem Jehova, zu schwören. Der Name, Jehova, brauchte aber deswegen nicht ausdrücklich genannt zu werden. Mag der Schwörende einen Namen nennen, welchen er will, wenn er nur den wahren Gott zum Zeugen anrief. Doch — nach Mosis Zeit schwur man auch wohl bey andern vorzüglich heiligen oder sonst schätzbahren Sachen, und da in den spätern Zeiten das Wort Jehovah zu heilig gemacht wurde: so war dies um so mehr nöthig. Unterdessen liegt hier der Grund der jüdischen Eintheilung in grosse und kleine Eide; davon iene bey Gott, diese bey andern Sachen geleistet wurden. Man suchte einen verbindlicher, als den andern zu machen, aber Christus schon lehrt das Unrechte dieser Annahme; Matth. 6, 33. Sodann befahl Gott Exod. 20, 7. לא נשא שם יהוה לשוא, wo man wegen des Wortes לשוא einigen Zweifel hat, obs überhaupt von Unwahrheit, und also vom falschen Eide, oder Meyneide, oder vielmehr von geringfügigen Sachen zu verstehen sey. Das erste behauptet Josephus, das andere Philo.

Aus

Aus Levit. 19, 12. aber beweißt H. P. daß allerdings hier vom Meyneide die Rede seyn müsse. — Die Eides-Formel, die sehr einfach war, wurde dem Schwörenden vorgelesen, und er antwortete blos, Amen, Ja, wie du sagst, u. s. w. Wir finden übrigens im A. T. den Zeugen-Eid, Reinigungs-Eid, und als den feyerlichsten, den Eifersuchts-Eid, Num. V, 16-31.

r.

XVIII.

De eo, quod in religione vim rationis superat. Commentatio tertia, qua sacra natalitia Jesu Christi pie celebranda indicit academia Jenensis 1781.

Unter die Redarten, welche sehr gewöhnlich sind, und die man wohl zu verstehen glaubt, ohne damit einen deutlichen Begriff iedesmal zu verbinden, ist der Ausdruck: über die Vernunft, zu rechnen. Es war der Mühe werth, diesen Punkt gehörig zu entwickeln, und dieß hat der bekanntlich verunglückte Lehrer auf der Jenaischen Akademie D. Danovius in 3. Weyhnachtsprogrammen versucht, wovon das erste 1778. das zweyte 1779. und das dritte 1781. erschienen ist. In den beyden ersten ist der Begriff vom Unbegreiflichen in Religionslehren nach seinen verschiedenen Beziehungen bestimmt und gezeigt, in welchem er auf die Lehren der von Gott geoffenbar-

ten

ten Religion anwendbar sey mit Bemerkung der Gründe, die die Wahrheit unbegreiflicher Religionslehren, ihrer Unbegreiflichkeit ungeachtet, rechtfertigen. Das dritte Programm, wovon wir hier eine nähere Anzeige liefern, ist folgenden Inhalts:

Die sich selbst überlassene Vernunft kan wohl zu einiger Kenntniß des Unbegreiflichen gelangen, doch hat man vornehmlich danach zu fragen: Wie durch Beyhülfe der göttlichen Offenbarung in der heiligen Schrift unsere Erkenntniß in diesem Fache befördert werde? Nach vorläufiger Bemerkung, daß an dem Beweiß a priori für die Nothwendigkeit geheimnißvoller Lehren in dem geoffenbarten Worte Gottes Manches auszusetzen sey, wird die Frage selbst so beantwortet: Man muß eine doppelt vorgefaßte Meynung vermeiden; die eine: Die heil. Schrift könne keine unbegreiflichen Lehren enthalten; die andere: Sie müsse nothwendig dergleichen darbiethen. So unbefangen müsse man die göttlichen Bücher zur Hand nehmen und prüfen, ob in ihren Aussprüchen manches Unbegreifliche vorkomme. Zum fruchtbaren Forschen werde erfordert, daß man ein von der Wahrheit ihres Inhalts vest überzeugtes Gemüth mitbringe, doch auch sich vorsetze, wenn man allen Falls offenbar der wahren Vernunft widersprechende Sachen antreffen sollte, die vermeynte Göttlichkeit solcher Sätze aufzugeben. Beyläufig wird hiebey einer Beweißart für die Wahrheit des in der heil. Schrift enthaltenen Religionsbegriffs

gedacht,

gedacht, die man neuerlich so sehr angepriesen hat, daß nämlich alles auf dem innern Wehrt der Lehren und dieser ihrem heilsamen Einfluß auf das Gemüth beruhe. Wie unzuverläßig und mangelhaft diese Beweißart sey, wird durch erhebliche Gründe dargethan; dagegen aber als mehr zuverläßig das Probeaxiom angegeben: „Wenn der biblische Religionsbegriff durch Beweise seines göttlichen Ursprungs bestättigt ist, so müssen wir alle Lehren derselben, auch die über unsere Vernunft, um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, als höchst wahr annehmen.“ Sie sind aber als göttliche Lehren bewährt durch die Wunder und Weissagungen Jesu Christi und seiner Apostel, durch die herrliche Auferstehung des Weltheilandes aus dem Grabe, und durch die Begnadigung der ersten Zeugen Jesu mit ausserordentlichen Gaben des heil. Geistes. Diese Beweißart ist desto beruhigender, weil die dagegen gemachten Einwendungen jeder Art, wenn sie logicalisch geprüft werden, nichtig sind.

Wird nun mit einer so zubereiteten Verfassung des Gemüths gefragt: Ob die heil. Schrift Lehren über die Vernunft enthalte? so wird man vermittelst grammatischer Auslegung der göttlichen Aussprüche wahrnehmen, daß unbegreifliche Lehren im göttlichen Worte vorkommen, die wir als wahr zu glauben um so mehr verbunden sind, indem wir den unermeßlichen Abstand aller menschlichen Einsicht von der höchsten Erkenntniß Gottes erwägen und bedenken,

daß

daß wir in dem Fall nicht besser sind als Kinder, die, sich auf die Wahrhaftigkeit ihrer Eltern und Lehrer verlassend, nicht alles, was sie ihnen sagen, begreifen, inzwischen es doch so glauben, wie sie es verstehen.

Durch schickliche Erinnerungen wird zugleich Behutsamkeit in Vertheidigung und Erläuterung geheimnisvoller Religionslehren empfohlen, was hiebey zuläßig und nothwendig sey gezeigt, und dann schlüßlich der Zweck der Geheimnisse für die Menschen nur in etlichen Zeilen vorgestellt, daß nämlich durch sie überhaupt unser Glaube, wozu wir gegen Gott verpflichtet sind, befördert, und insonderheit unser Vertrauen zu Christo als Gottmenschen befestigt werde.

Obgleich die Danovische Theorie von Religionsgeheimnissen im Ganzen nichts neues enthält, so hat sie doch theils durch genaue Entwicklung, theils durch einige Zwischenbemerkungen eine sich auszeichnende Stellung bekommen. T.

XIX.

Kurze römische Geschichte vornehmlich für die Jugend, von Johann Heinrich Martin Erneſti. Koburg bei Ahl. 1782. 48 Duodezseiten.

Herr M. Erneſti arbeitet sich in das Fach der pädagogischen Schriftstellerei immer besser hinein, welches auch dieser kleine Abriß der römischen Geschichte aufs

aufs neue beweisen mag. Nur befürcht ich, dieses Gerippe dürfte manchen Leuten mit zu wenig Fleisch überwebt vorkommen. Es soll dazu dienen, um das Ganze dem jungen Menschen desto fester und leichter ins Gedächtnis zu prägen, allein die Theile scheinen zu platt und trocken, als daß er sie leicht wird fassen und behalten können. Doch davon wird ieden selbst die Erfahrung leicht überführen. Die Geschichte geht bis 476 nach Christi Geburt. Gegen die Richtigkeit der Gegenstände wird niemand etwas einzuwenden haben, da der Herr V. nach seiner Aussage aus den eigentlichen ächten und lauteren Quellen geschöpft hat. Auf eben diese Weise ist er gesonnen, die teutsche Geschichte und die Historie einiger noch wenig bekannter Völker in einiger Zeit zu liefern. Mit Vergnügen wird sie das Publikum aus seiner Hand nehmen. Zum Schluß der Vorrede giebt er noch einige Erinnerungen über die teutsche Schreibart der römischen Nomina propria. Er ist mit Recht nicht damit zufrieden, daß man dieselben so zusammen zu stutzen pflegt und denkt, es sei rathsam, sie so zu lassen, wie sie sind, wo nicht gewisse Umstände eine Ausnahme machen. Z. E. man kan gar wohl Philipp, August schreiben, weil sie so das teutsche Bürgerrecht einmal erhalten haben. Warum aber öfters Mezius, Fufezius? Pompil, Hostil? (Das geht noch an. Haben wir doch schon Tizero gesehen.) Ist doch ein Radikal. So könnte man nach gleichem Rechte auch Serv Tull, Pompei, Tuskul u. s. w. schreiben. Wir halten ebenfalls mit H. Ernesti die ganze

Sache für Pedanterei, da erstlich diese Veränderung im Ganzen nicht durchgeführt werden kann und sonst gar kein Vortheil dadurch erhalten wird. Will man ja römischen Namen teutsche Endungen geben, so geschehe es doch nur dann, wenn es nicht ins Lächerliche fällt. Indessen dächte ich sie ganz beizubehalten, zumal da verschiedene neuere Gelehrte darauf dringen, eben diese Regel bei den griechischen Namen zu beobachten, deren Endungen das teutsche Ohr oft noch mehr beleidigen.

Jn.

XX.

Dissertatio philologica de parallelismo sententiarum egregio subsidio interpretationis grammaticae V. T. quam defendent *M. Joh. Frid. Schleusner* Lipsiensis et Ioh. Andr. Tiroff. Lipf. 1781. 42. S. in 4.

Es giebt freylich Gelehrte, doch ehehin gabs mehrere als nun, die voll ästhethischen Gefühls alle Schönheiten unserer Poesie in der Bibel suchten, und daher oft nichts weniger als dem poetischen Parallelismus zu Gunsten sprachen, indem sie glaubten, daß dadurch das Gehör beleidiget und ein gewisser Eckel erweckt würde. So wie aber das hitzige Temperament des Orients sich nicht nach dem kältern Clima des Occidentalen abmessen läßt: so machte viel-

mehr

mehr das Absingen der Gedichte, eine Wiederhohlung nöthig, die an sich schon sehr viel zur Deutlichkeit, Aufmerksamkeit und gewisser Zierde dienen konnte. Selbst in einigen unserer Nationalgesänge, wie z. E. in Zollikoferischen Liedern, nimmt sich der angebrachte Parallelismus recht gut aus. Auch die Affekte gewinnen dadurch. Denn eben diese wissen, wenn man auf die Natur sieht, oft nicht Worte genug zum Ausdruck zu finden. Nimmt man nun noch dazu, daß der Orientale würklich eine Schönheit darinnen findet, und wir solchen bey den ältern griechischen, lateinischen, selbst deutschen Poeten, vorzüglich aber bey den Arabern antreffen: so kann man würklich nicht einsehen, was wider eine Sache gesagt werden könne, die so offenbahre Vortheile zur Erklärung der heiligen Schrift darreicht. Sehr oft übertrift eine durch den Parallelismum herausgebrachte Erklärung, alles was man sonst aus andern Quellen schöpfte. So zeigt der V. daß man dadurch weit sicherer, als durch die Etymologie den Begriff eines Wortes heraus bringt. Gut ists, ia es muß seyn, dem Ursprung des Wortes nachzugehen. — Aber, der usus loquendi kann oft eine ganz andere Bedeutung dem Worte beygelegt haben; und dann wird sich der Verfasser wohl selbst am besten erklären können, wozu ihm der Parallelismus Gelegenheit giebt. Denn der usus loquendi selbst kann und ist bey den Schriftstellern des A. T. sehr verschieden. Da spricht der Prosaiste anders, als der Poete, der sehr oft in ganz verschiedener Bedeutung ein Wort gebraucht, als

man solches in Prosa findet. Selbst dem Sprachgebrauch der verwandten Dialecte, möchte der Parallelismus leicht den Rang strittig machen. Vorausgesetzt, daß iede Sprache ohnedem gewisse Eigenheiten hat: so, sagt der Verfasser, hätten die hebr. Poeten sich genöthigt gesehen, von göttlichen Sachen in Sprachen der Völker zu reden, die ganz andere Religionsbegriffe hatten, und mit den Worten oft Begriffe zu verbinden, die die andern Völker nicht damit verbinden konnten. — Da überdies die mehresten poetischen Bücher nicht in ganzen Abhandlungen, sondern mehrentheils in abgerissenen Sentenzen bestehen; so möchte wohl endlich auch der Parallelismus da von mehrerem Nachdrucke, als der Zusammenhang der Rede seyn. Wir müssen doch einige Beyspiele anführen, wo der Verf. diesen Vorzug des Parallelismus in glücklicher Erklärung bestätigt. Ps. 35, 12. שכול heißt hier nicht die Beraubung der Kinder, sondern vielmehr allerley Unglück, Untergang überhaupt. Die Kinderlosigkeit war bey den Juden nur ein Bild des höchsten Unglücks, und das Wort muß hier dem רעה respondiren. Dies ist wahr, der Syrer schon hat es eingesehen, aber der Parallelismus hilft hier nur blos der Etymologie nach. Ebend. v. 27. צדקה hat hier die seltne Bedeutung vom Glück, und glücklichen Zustande.

> Aber die mein Glück wünschen, sollen iauchzen und froh seyn, sagen: Groß ist Jehova, der seines Verehres Glück will!

So

So sagte schon Theodoret οι τα ἀγαθα μου βλομενοι.

Ps. 63, 2. כמה muß wohl, begehren, wünschen, heissen, ausser dem Parallelismus geben der Syrer, Chaldäer, und Symmachus den Beweiß, daß Castelli diese Bedeutung richtig in sein Lexicon eintrug.

Ps. 34, 15. שלום bekommt aus dem Parallelismus die seltne Bedeutung, Unschuld, tugendhaftes Leben, weils dem רעה entgegen steht.

Ps. 73, 3. הוללים sind lasterhafte, diese Erklärung ist nicht neu.

Ps. 35, 26. מגדילים עלי muß, da es dem שמחי רעתי entgegen stehet, so viel als freuen, frohlocken heissen, Obadia v. 12. ist sehr deutlich, und uns wundert, daß diese Stelle weder Knappen noch Döderlein einfiel. Aber גדל gehört nicht hieher.

So leicht aber nun dies Mittel, öfters glücklich in Erklärung des A. T. zu seyn, seyn mag: so würde es doch unbehutsam gebraucht, viel Schaden anzurichten vermögend seyn. Die Natur der Sache verlangt oft eine nöthige Einschränkung. Es kann der Parallelismus sehr unvollkommen seyn, und doch die Stelle ihre gute Richtigkeit haben. Oft ist das zweite und dritte Glied, nicht sowohl parallel, als vielmehr Exergasie, wo dann wahre Tavtologie, im ganzen verhaßten Nachdruck dieses Wortes zu finden seyn würde, wenn man den Parallelismum anwenden wollte. Der Sprachgebrauch, die Dialecte, alle

kritische Hülfsmittel dürfen nie dabey vernachläßiget werden; so wenig als etwa aus einer Parallelstelle gleich dem Worte eine neue Bedeutung angedichtet werden. Die verschiedenen Arten, die beym Parallelismus statt finden, und davon der V. viele genannt hat, wollen sehr genau erwogen werden, und doch bey allen, kann der orientalische Poet nicht von uns auf eigenmächtige Regeln eingeschränkt werden. Wir haben diese Disputation mit vielem Vergnügen gelesen. Und wenn gleich nicht alles neu ist, was der V. sagt: so haben wir doch wenig dergleichen Schriften gesehen, die mit einem solchen Anstand und einer gewissen Würde, die sich der V. zu geben weiß, abgefaßt sind.

P.

XXI.

M. Ioannis Melchioris Fabri commentat. super Lucretii prooemio. Onoldi 1781. 2. B. und 1. Blatt.

Herr Prof. Faber giebt in diesem Anschlag eine Erklärung des Anfangs in dem Lucrezischen Gedicht, und vergleicht auf eine nützliche Art die Duschische und Schmidische Uebersetzung besagter Stelle. Unter den Auslegern ist die Frage, warum Lucrez, als ein Anhänger des Epicureischen Systems, die Venus um ihren Beystand in Verfertigung seines Gedichts anruffe, auf verschiedene Art beantwortet worden.

Herr

Herr F. führt einige Erklärungen an: nachdem er aber diese geprüft hat, so sucht er die seinige vorzutragen und zu beweisen. Er glaubt nicht, daß unter der Venus die Natur zu verstehen sey, weil Lucrez im ganzen Gedicht niemals die Venus als die Natur der Dinge anbringt, dieser ihrer Herrschaft vielmehr iene unterordnet; weil er die Venus als Mutter des Aeneas vorstellt, ferner auch der Mars nicht als ein Individuum, sondern auch als ein symbolisches Bild oder Namen zu erklären wäre; endlich weil der Dichter die Anruffung als eine poetische Figur gebrauche. Er glaubt dahero, daß der Dichter, nach der von den übrigen Dichtern angenommenen Meinung, die Venus und den Mars eigentlich verstehe, doch so, daß er gleichsam eine doppelte Rolle gespielt, nämlich einmal als Dichter, und zugleich als Philosoph. Man müsse dahero das, was dem Dichter eigen ist, von den Grundsätzen des Philosophen unterscheiden. Als Philosoph und Anhänger des Epicurs läugnet er, daß die Götter auf das Gebeth der Menschen achten: mithin verlangt er auch als Philosoph nicht den Beystand der Venus, sondern er bedient sich bloß einer poetischen Gewohnheit. Dieser folgt er anfangs desto eher, um nicht gleich bey dem Memmius in den Verdacht einer Irreligiosität zu kommen, und andere Leser bey ienen unruhigen Händeln des Clodius und Catilina nicht gleich anfangs von der Lesung seines Gedichtes wegzuscheuchen. Es entstund in ihm der Wunsch, wenn nur der Krieg geendigt wäre, wenn ich meinem

nem Gedicht einen Reitz verschaffen könnte. Dieß kleidet er poetisch ein, wenn nur Mars die Waffen niederlege, wenn Venus mir bey Verfertigung der Verse beystünde. Local und mit Klugheit wählt Lucrez diese zwey vermeinten und den Römern vorzüglich interessanten Gottheiten, Venus, als die Mutter des Aeneas, und Mars, den vorgeblichen Vater des Romulus. Lucrez ist deswegen nicht zu tadeln. Er erwartete von der Venus so wenig Begeisterung und Beystand, als Quinctilian (und Statius) vom Domitian, oder als Valerius Maximus vom Tiberius, die sie als Götter anriefen; es war dieses bloß eine dichterische Gewohnheit. (Ob die sehr niedrigen Schmeicheleyen des Valerius und Quinctilians hieher passen, zweifle ich. Erstlich thaten es iene aus einer dem damaligen herrschenden Ton angemessener, aber höchst unanständiger, Schmeicheley: welches beym Lucrez und in der Freyheit Roms der Fall nicht seyn konnte. Zweitens wurden iene Kaiser, und Domitian wollte es, als Götter gleichsam verehrt: wovon also nach der übrigen heidnischen Religion einiger Beystand und Einfluß erwartet werden konnte.) Passender ist der Gedanke, Lucrez (s. I. Buch, Vers 935. ff. IV. 11. V. ff.) habe durch diesen poetischen Honig den Wermuth seiner Philosophie bey seinen Lesern versüssen, d. h. er habe diese durch vorausgeschickte gewöhnliche und sehr schickliche Anruffung anreitzen wollen, das Gedicht selbst zu lesen. Alles dieses wird fein entwickelt, und mit so vieler Wahrschein-

lich-

lichkeit bewiesen, daß sie bis zur Ueberzeugung beinahe ausgeführt worden ist. (Allein könnten diejenigen, welche unter der Venus die Natur, besonders den Anfang des Frühlings verstehen, womit die Beschreibung von 5, u. ff. Versen vortreflich übereinzukommen scheint, nicht alle diejenigen Gründe für ihre Meinung anführen? und der Dichter bliebe seinem System getreuer. Als Philosoph brauchte er in folgenden Büchern von der Venus, als Beherrscherin der Natur nicht zu reden, und hier ist Venus nicht einmal die Beherrscherin, sondern die Natur selbsten. Als Dichter brauchte er die Invocation: personificirte, nach dem Beyspiel des Homers und anderer, die Natur, besonders den Frühling, unter dem Bild der Venus, und als Dichter setzte er nun die sinnliche Vorstellung, die Maschinerie, fort, aus den nämlichen vom Hrn. Prof. schon ausgeführten Gründen. Die Invocation war ihm blos ein poetischer Behelf, um den Römern, besonders seinem Freunde Memmius, ein schmeichelhaftes Compliment zu machen, hergenommen von der damaligen Lage des Staats, und von der Jahreszeit, in welcher der Poet sein Gedicht angefangen hat. Die Nachahmung in dem Gedicht, Peruigilium Veneris, scheint diese Meinung zu bestättigen.) Darauf folgt eine critische und grammatisch-aesthetische Erklärung und Beurtheilung einer doppelten Uebersetzung der Lucrezischen Stelle von 30 — 41 V. In dem Vers:

Reiicit, aeterno *deuinctus* volnere amoris, beweißt

beweißt er aus überzeugenden Gründen, daß *deuictus* die wahre Leseart sey, nicht aber *deuinctus*: auch verwirft er die Gifanische Critik, *refficit* statt *reiicit* zu lesen. Bey der Beurtheilung der Duschischen und Schmidischen Uebersetzung können wir uns nicht länger aufhalten, ohne zu weitläuftig oder zu unverständlich zu werden.

C.

XXII.

Einladungs-Schrift — von M. Joh. Friedr. Degen Lehrer der zwoten Ordnung, Ueber die reidende Grazie, zweytes Stück, 20 S. drittes Stück, 26 S. in 4. Anspach 1782.

Voll Begeisterung redet der Hr. V. von seiner Materie: und da die Grazie sich in den Werken des Geschmacks oft mehr muß empfinden lassen, als daß sie zergliedert dargestellt werden könne; so gehört auch ein Mann vom feinen Geschmack darzu, um diese Schönheit in ihrem Glanz und voller Annehmlichkeit, so weit als es bey einfachen Empfindungen sich thun läßt, zu zeigen. Die Grazie, oder ihre Empfindung ist öfters einfach, und läßt sich mehr an Beyspielen versinnlichen, als durch philosophische Sätze und Begriffe beweisen, ohne in das mystische zu fallen. Dahero hat auch Hr. M. Degen nur so weit den Begriff anzugeben gesucht, als es Sprache erlaubt, und ich dächte, das tiefsinnigste Philosophiren darüber, ist

zur

zur Bildung des Geschmacks nicht so fruchtbar, als Zergliederung und anschauliche Erkenntniß in Beyspielen. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen, (die einen Philosophen, der in der Aesthetik und in der Seele alles gleichsam anatomiren will, nicht so ganz befriedigen werden) zeigt er in Beyspielen eines Liedes, einer Elegie, Idylle, Fabel, poetischer Erzählung, und Epistel, was Grazie sey, und giebt einige schöne Uebersetzungen von der letzten Elegie im Properz, und von einer Ekloge des Calpurns, die er mit zum Theil critischen Noten begleitet.

S.

XXIII.

Hr. Hofr. Harleß hat im Monat Jul. 1782. im Namen der Erlanger Universität einem um diese sehr verdienten Wohlthäter, Hrn. Geh. Rath, Carl Wilhelm Buirette von Oehlefeld ein doppeltes Denkmal errichten müssen. Dieser sehr wohlthätige Mann vermachte unter andern Legaten der Universität 20,000 fl. Vier Wochen nach seinem Tode versammlete sich die Universität, um ihm eine feyerliche Lobrede zu halten. Sowohl die Einladungs-Schrift dazu, als auch die nachmals gedruckte Lobrede auf den Hrn. v. Buirette, haben Hrn. H. als Lehrern der Beredsamkeit zum Verfasser. In der Einladungsschrift (3 B. in Fol.) wird von dem Verstorbenen eine Biographie geliefert. In der Lobrede (auch 3 B. in Fol.) werden,

den, wie es hier billig war, mehr seine individuellen Eigenschaften, besonders seine allgemeine Wohlthätigkeit, als Zufälligkeit, z. E. Geburt, Reichthum, und was er mit vielen 1000den gemein hatte, gelobt, und in ihr gehöriges Licht gesetzt. Auszüge aus beyden wird man hier nicht verlangen.

XXIV.

Animaduersiones ad quaedam loca Iobi auct. *Christ. Frid. Schnurrer* Tubingae. 1781. 4. Bogen.

Ein neues Geschenk für die biblische Exegese, das, wie die bisherigen, neue Bemerkungen liefert und noch mehr aufklären würde, wann der gelehrte Verfasser mit der ihm eigenen kritischen und philosophischen Genauigkeit, Dichtergefühl, und tieferes Eindringen in die Oekonomie des Gedichts inniger verbunden hätte. Ueberhaupt muß hier der Recens. offenherzig bekennen, daß solche Bemerkungen der einzige und sicherste Weg sind, zur vollkommenen Einsicht des ganzen fortzuschreiten; besonders, wenn sie so viel Prüfung und Gelehrsamkeit charakterisiren, wie diese Schnurrerischen Lieferungen. Aber, wenn die Exegese der Stelle, nicht mehr von Philologie, Kritik und Exegese abhängt, wenn mehrere Erklärungen möglich, gleich stark vom Kritiker und Philologen mit Gründen unterstützt werden, wenn das ästhetische Kostum der damaligen Zeiten, das Charakteristische

ristische der hebräischen Dichtkunst, die Eigenheiten des Dichters und das Verhältniß einzeler Schilderungen zum ganzen — gerade das, was beim Hiob dem Forscher so schwer wird — muß festgesetzt werden; Wo also die Uebersicht einer Reihe von Gedanken und Wendungen zur wahren herrschenden Idee hinführt, da ermüden solche Bemerkungen, und gewähren den sichern Gesichtspunkt nicht, den eine Uebersetzung, mit Treue und Kraft, bei einem Blick festigt. Es ist nun gerade der Zeitpunkt, wo mit Wetteifer für Hiobs Aufklärung gearbeitet wird, und Belege für diese Aeuserungen ganz überflüßig macht. Der Leser studiere die neuesten Versuche und urtheile. Selbst da, wo ein Sander allgemeine christliche Erbauung, aus einem für eine ganz eigene Nation bestimmten Lehrgedichte schöpft, in ermüdenden Paraphrasen-Ton — der Kraft dieser göttlichen Dichter-Sprache so schädlich, als eine Spenerische Paraphrase, der Messiade Klopstocks, — den kurzen Ideenreichen Ausdruck vorbuchstabiert, und seinen Leser täuscht, einen Hiob zu lesen, den sie bei dürftigem Dichtergefühl nicht finden, selbst da wird der Leser fühlen, wie sehr die Wahrheit einzelner Erklärungen, von der Uebersicht des ganzen Ideengangs jenes heiligen Dichters, abhängt. — Die erkläreten Stellen sind folgende: Kap. 4, 17–21. übersetzt der Verfasser

An homo sit Deo *iustior*
An creatore suo *purior* vir?
En ministris suis haud confidit

Et

Et angelos ſuos obnoxios putat errori.
Immo vero, qui caſas luteas habitant pulvere innixas
Contererentur citius tinea.
Exacto vix vno die eſſent contuſi
Nemine proſpiciente penitus perituri.
Certe ſublatum foret, quicquid dignitatis ipſis ineſt.
Moriendum illis eſſet, nulla moderante ſapientia.

(Aber widerlegt nicht ſchon die erſte Zeile die Abſicht des redenden Freunds, Hiob zu überzeugen, daß er von ſich und andern verurtheilt, tugendhaft, aber das nicht mehr ſei, würde ihn Gott prüfen? Im ganzen Gedicht kommt nie eine Aeuſerung Hiobs vor, die iene Erklärung beſtätigen und dem Helden des Gedichts einen Stolz aufbürden könnte, der den Gedanken, Niemand iſt gerechter als Gott, nothwendig gemacht hätte. Hr. Prof. Sch. fühlt ſelbſt, das Unſchickliche dieſer Ueberſetzung, wenn hier von der abſoluten Heiligkeit die Rede wäre, und erklärt ſichs (nach Hrn. R. Michaelis) glauben, Gott ſtrafe zu hart.) תהלה iſt abgeleitet vom arab. وهل errorem commiſit, lapſus eſt. (Dem hebräiſchen Namen paßt wohl mehr die Vergleichung des arab. هول an, הוֹלֶלֶת Thorheit, im bibliſchen Sprachgebrauch, Fehler, Sünde.) Verba מבקר לערב non poſſunt ita ſumi, vt diuturnitatem afflictionis deſignent. (Man darf nur das Zeitwort, mit בתים

koni-

konſtruiren, immer, Tag und Nacht droht der Hütte des Menſchen bei der heftigſten Erſchütterung — naher Untergang. So ſpielt vielleicht Eliphas auf Hiobs Geſchichte an Kap. 1, 19.) Die letzten Strophen fallen ins Matte. Stärker wird die Idee, wenn יהר der erſte unter den Menſchen, der vollkommenſte iſt, und לא חכמה ohne Bewuſtſeyn ausdrückt. Selbſt Groſſe, wie ſchnell ſind ſie dahin. Sterben ohne Bewuſtſeyn. Kap. 6, 13. 14. im erſten ergänzt Sch. aus v, 11. ראאוין נפשי und überſetzt „protrahamne vitam, cum nihil auxilii ſuperſit. (ohne Noth, die Stelle verliehrt nichts bei der Ueberſetzung.

Hülfe, ſie iſt mir nicht,
Troſt — er flieht mich)

Der 14. V. iſt überſetzt.

afflicto adhibenda eſt ab amico ipſius humanitas
alioquin hic reverentiam Dei exuit.

mit der Anmerkung: Eundem ſenſum egregium ſane et graviſſimum expreſſit quoque *Hufnagelius* vir Clariſſ. quamquam qua ratione e verbis efficiatur, ex adiectis notis non intelligitur. (Ein Vorwurf, der doch nicht ganz trift, da die Note das Weſentliche, und Winke für den Kenner enthält, die leicht weiter konnten verfolgt werden. Vielleicht iſt auch in den animadv. ad loca quaedam Iobi Faſc. II. der in der Anmerkung angeführt wurde — mehr von dieſer Stelle geſagt —) Kap. 9, 19. 20. 21. Sehr glücklich vermuthet Sch. bei dem

dem unbequemen הנה die Leseart הִנֵּהוּ weil ואם darauf folgt. (Der Recens. punctirt הִנֵּה für הִנּוֹ Hohel. 4, 1. Hr. Prof. Hufnagel übersezt schön.

Siegt Macht? er ist der Mächtigste

ohne diese Punctation zu bemerken, nach der ich jene Uebersetzung so formen würde,

Siegt Macht? Der Mächtigste ist er!)

Der Sinn des 20. v. etiamsi purgavero me, futurum tamen, vt me ipsemet sontem pronuntiare cogerer (aber ist die Uebersetzung nicht passender — „wenn ich mich rein spreche — verdammt er mich? „(פי nach den bekandten Idiotismis überflüßig mit אצדק construirt) v. 21. 22.

Insons ego sum — non curo me — odi vitam meam
perinde est, hinc dico: insontes una cum improbis (Deus) absumit.

(Leicht und passend: aber die LXX und die syrische Uebersetzung hätten Prüfung verdient, da sie beide eine ganz trefliche Neben-Idee begünstigen, diese: ich fühls nicht — fromm zu seyn, meine Lage ist traurig genug mich zum Sünder zu machen.) Kap. 11, 10. 11. 12.

Si quem Deus comprehenderet, vinctumque sisteret coram coetu
quis eum refutaret?
(Ipse enim novit malos
videtque scelera, etiamsi animadvertere non videatur.

Et

Et homo vacuus est animum accepturus
pullus onagri indolem hominis.

Und die Erklärung Deum, si vellet causas, cur hominem malis afficiat, coram exponere, tam iustas eas tamque graves habiturum, vt et stolidissimus et ferocissimus quisque persuasum sibi esse, et penitus satisfactum esset dicturus. (auch ohne diese Parentheſe iſt die Stelle leicht, wenn man ולא יתבונן und er ſollt es nicht rügen בן in dieſer Form bemerken) überſezt, und die ſprüchwörtliche Redens-Art im 12. v. unmittelbar (und paſſender als bei der Schnurreriſchen Erklärung) anknüpft. Unmöglichkeit ſoll möglich werden können, aber unmöglich iſts, daß Gott Laſter nicht ſtraft. Auch hier muß ich, nach den oben angeführten Bemerkungen, den Leſer auf den Zuſammenhang aufmerkſam machen, beſonders auf den 5. 11. 14. und 20. v. um das Wahre dieſer Erklärung zu fühlen. Warum der Ausdruck איש נכוב gerade den bezeichnet, in quo locus, cui ineſſe debetur cor, cavus est atque inanis, weis der Recenſent keinen Grund in der Sprache. Es kan eben ſo gut der Gegenſaz von dem ſeyn, der keinen רוח kein נשמת שדי hat Paral. Kap. 32, 8.) Kap. 13, 13-16.

Silentes desistite a me ut ipse loquar
Quicquid tandem mihi eveniat.
Quare enim auferam corpus meum dentibus?
et vitam servare studeam?
En, occidit me, nihil spero,

modo vitae rationem ipsi exponere velim?
Atque hoc ipsum defensioni mihi esse debebit:
nam impius ipsi offerre se non volet.

ועבר עלי מה wie 2 Sam. 13, 22. 23. Der Ausdruck אשא בשרי בשני ist sehr glücklich nach Hrn. D. Doederlein erklärt, quare in tuto collocare studeam corpus meum? Den Sinn der lezten Verse bestimmt Hr. Prof. Sch. ex hoc ipso, quod causam meam, omnemque vitae rationem coram Deo exponendi, tantum in me sit desiderium, intelligere vos debetis, nullius culpae me mihi conscium esse, impius enim qui est, conspectum atque colloquium Dei certe haud expetet. Kap. 15, 10.

etiam pro nobis, a nostris partibus stant senes
atque grandaevi

ut שב et ישיש sit sensu multitudinis. (Der vorhergehende Vers begünstiget die gewöhnliche Erklärung, es giebt noch Kluge, an Alter und Erfahrung, dir Hiob ganz ähnlich unter deinen Freunden, du hast nicht Ursache, uns, deine Freunde, als Knaben zu behandeln. Noch mehr aber gewinnt diese Bestimmung des Sinns einer Strophe, da das andere Hemistich die Schnurreriſche Vermuthung offenbar widerlegt. Wie matt ist der Gedanke, auch wir können uns auf den Beifall der Vorwelt, auf Männer berufen, die so gar noch älter sind, als dein Vater. Wer es nicht fühlt, der lese Hrn. Prof. Sch. eigene Worte S. 17. Neque enim Iobum semetipsum innuere, neque senes *sua aetate* viventes sed *priſci*

aevi

aevi hominet, perſpicitur tum ex loco ſimili Cap. VIII, 8. ſeq. tum ex eo, quod carminis, quod ipſe recitat verſu 13 ſq. auctoribus nulla eſſe poterat, niſi eſſet a maioribus traditum atque acceptum. Wer wird aber im Ausdruck ſo gar älter als dein Vater das *priſci aevi homines* finden, da doch der Vater noch immer von Hiob unter die ſenes *ſuae aetatis* mußte gerechnet werden?) Kap. 16, 5. wird במו פי אאמצכם nicht wie gewöhnlich überſetzt praevalere poſſum vobis ore meo, weil der Sprachgebrauch (conſtans et perpetuus uſus verbi) dieſe Ueberſetzung nicht begünſtige, ſondern (wie ſchon Hr. D. Doederlein überſezte, auch die Vulg. roborarem vos ore meo hätte eine Anzeige verdient) confortare vos poſſem dictis. (Aber bei jenem Dichter in einer Sprache, deren Umfang der erſte Grammatiker noch ſo wenig kennt, aus Fragmenten der Sprache einen Ausdruck ſo zuverſichtlich beſtimmen, daß dieſe und keine andere Bedeutung, wenn ſie auch Analogie und Zuſammenhang beſtätigt, ſtatt finden ſoll, iſt Vorliebe für Grammatik und Syntax, bei der die feinere Exegeſe ſehr verliehrt. Geſezt, in allen Stellen, wo noch dieß Zeitwort anzutreffen iſt, fände dieſe Bedeutung nicht ſtatt, darf ich nun ſchließen, alſo iſt ſie dieſem Zeitwort nie zuzueignen? — Auch der Parallelismus in dieſer Stelle iſt mehr für die Ueberſezung mit meinem Munde (mit Vorwürfen (v. 7.) wollt ich mich euch ſtark zeigen, als jene, da

dem Folgenden der Gedanke mehr anpaßt, Mitleiden solte mich nicht hindern euch Vorwürfe zu machen. Dieser Einwurf verliert bei der Uebersezung des Herrn Prof. Sch. et labiorum miseratio haud defutura esset; nach der Punctation יֵחָשֶׁךְ) Kap. 17, 16. ist, wie billig בְּרִי שְׁאֹל *solitudines*, orcus, und תרדנה im Singular, wie תקראנה für תִּקְרָא, übersezt. Kap. 20, 10. tadelt Herr Prof. Sch. die Uebersezung filii eius oberrabunt egeni aus dem Grunde, quod vereor, vt *bene hebraice* dictum sit, (Eine Bemerkung, bei der es fühlbar wird, wie sehr zu grosse Anhänglichkeit an grammaticalische Observanz — die doch so strenge beim Dichter nie ist, als beim Prosaisten — den Schriftforscher fesseln kan. רוצ soll nur die Bedeutung laufen haben. Neque enim putaverim, sagt Sch. verbum רוצ habere significationem *oberrandi, obambulandi etc.* Auch zugegeben, was so sicher erwiesen noch nicht ist, daß diese Bedeutung durch keine Belege aus den wenigen Büchern des A. T., die für ein Sprachsystem nur Fragmente sind — auszuforschen wären, so würde ich doch diese Entdeckung nicht zur Richtschnur für den hebräischen Sprachgebrauch überhaupt, noch weniger beim Dichter machen. Aber eine Sprache, die keine mit Präpositionen verbundene Zeitwörter hat, die mit einem Wort nicht sagen kan umherirren, muß doch schon, ihrer Natur nach iene verwandte Bedeutungen auf רוצ laufen übertragen. Beispiele sind

doch

doch in ילך, שפ, ירע, und in so vielen andern unverkennbar. Und vielleicht würde sich doch eine Stelle finden, wo רוץ in der Bedeutung umherirren, umherlaufen nothwendig übersezt werden muß, wenn nicht diese allgemeine Beweise und Bemerkungen aus dem Geist der Sprache überzeugen) Herr Prof. Sch. übersezt, filios eius *vexabunt* (יְרֹצוּ von רצץ) egeni. Kap. 20,19.20.21.

Quoniam concussit inopes atque tum omisit domum occupavit non a se extructam *quoniam* haud sensit quietem in ventre suo, et nihil eorum, quae appetiit passus est evadere, *quoniam* nemo effugit vorationem eius: ideo durare nequit eius felicitas.

(im 19. v. würde ich lieber übersetzen Häuser plündert er ולא יבנהו) ohne das geraubte wieder zu geben.) Kap. 21, 16. u. f. Gewöhnlich nimmt man an, daß hier von der Unbeständigkeit des Glücks der Sünder die Rede sey. Aber 1) ist der Uebergang zu dieser Idee durch keine Partikel angegeben (ist diese Foderung wichtig bei ienem Dichter, der Verbindungswörter weniger sucht und suchen soll, als Anschliessung der Ideen durch Association? 2) Es ist nicht im Charakter Hiobs, des Frevlers Wandel zu verabscheuen, weil sein Glück nicht daurend sein kan. (Ist doch die Moral des Christen von Interesse nicht frei! also weniger Hiobs Moralsystem. Wer wird den Gedanken tadeln, weil der Sünder

nicht vollkommen und daurend sein Glück genießt, so wünsch ich sein Glück nicht?) Die ganze Unterredung Hiobs mit seinen Freunden macht diesen Gedanken unwarscheinlich, weil er nicht iene widerlegt, da sie selbst Kap. 20. zugeben, der Sünder lebe nicht lange glücklich. Nobis vero, sagt Sch. sic videtur, v. 16. Iobum non, *quid ipse sentiat*, exponere, sed subintellecta formula אִמְרַת, quae plerumque negligi solet ab hebraeis (*et debet* in carmine) atque etiam Arabibus, adversariorum potius sententiam commemorare hoc animo, vt eandem nunc neget, atque confutet. Itaque כמה hic non est, adfirmantis, atque augentis, sed, quod Schultensius quoque perspexit, negantis et minuentis, quo sensu adhibitum est Cap. XIII. 23. vt vertendum sit: *quotus quisque vero improbus est, cuius lucerna extinguatur*? Auch in einigen philologischen Bemerkungen geht der Verf. vom gewöhnlichen ab. So bei חבלים nobis idem significant, quod Ps. XI, 6. מחים nempe *fulmina* (aber חבלים mit חלק ist vielleicht der Bedeutung Unglück angemessener.) sed illud gravius est, ac minus observatum, commentatoribus, priori versus 19. hemistichio iterum Iobum, non quid ipsi videatur declarare, sed argumentum referre, ipsi oppositum, cui nunc satisfaciendum esse putat. Etenim adeo amicis subinde affirmatum fuit, improbos in posteris quoque suis, poenas luere criminibus suis promeritas. Ad hoc ita respondet Iobus, vt neget, familiae calamita-

mitatem defuncti patris poenam vere dici posse, ipsum potius dum vivat, molestiarum ac dolorum ensu afficiendum esse, posteroum enim curam ipsum non habere, postquam e vita discesserit. Die Worte יראו עינו כידו sind übersezt ipsius oculi videant suae partis *vicissitudinem*: כור wie im arab. Der Recens. wünscht seine Leser bald mit der Fortsezung unterhalten zu können.

W.

Salamons Lieder. Eine metrische Uebersezung mit Anmerkungen von Johann Ferdinand Schlez. Anspach bei Haueisen 1782. 100 Oktavseiten.

Wenn einer den ersten Versuch im reiten auf einer alten lendenlahmen Mähre wagt, so wird ihn vielleicht ein Trupp loser Buben mit dem spöttischen Zuruf: Dreibatzenreiter begleiten; oder auf einem wilden muthigen Füllen, mit dem er sich lange herumtummelt, (weil es mit Bäumen und ausschlagen in einem Kreise sich umtreibet) und doch zulezt noch in einen Graben oder Sumpf geschleudert wird; so kann es ebenfals an Zulauf nicht fehlen, wo man ihn theils wegen des unangenehmen Vorfalls bedauert, theils aber seines, tollen und frevelnden Unternehmens wegen tadelt und ausschilt. Der nemliche Fall ist bei dem Schriftsteller, der zum erstenmal die Ehrebringende Bahn der Autorschaft ohne Klugheit

betritt. Er wird entweder verhöhnt oder bedauert, und muß sichs gefallen lassen, weil es im Ganzen genommen in der gelehrten Welt eben so zugeht, wie in der politischen, wenn bisweilen ein ganzer Haufe lustiger Brüder hinter ihm herläuft und ihm auf eine gar unbehagliche Art die Nativität stellt. Ehre hingegen für den Mann, der nichts dergleichen mit Recht erwarten und seinen Weg getrost fortgehen kann, ohnbekümmert, wenn auch etwa da oder dort ein loser Junge mit bunter Jacke hervorspringen und ihm in seinen ruhigen Gang einen Ruthenhieb versetzen sollte. Und dieses gilt für den Verfasser, der zur Probe seiner allerersten Autorschaft das Publikum mit vorliegender Verteutschung der Salomonischen Liebeslieder beschenkt hat. Man muß ihn aus dem Gesichtspunkt betrachten, aus dem er betrachtet sein will. Für Gelehrte im strengen Sinn hat er nicht gearbeitet. Sein Gedanke war, mit Beiziehung seiner Vorgänger (aus Hufnagel im Repertorium konnte er nicht schöpfen, weil seine Arbeit schon fertig und beim Verleger war, als jenes heraus kam) für Liebhaber des Geschmacks, die das Original nicht verstehen, eine brauchbare nach einer eigenen und neuen Versabtheilung verfaßte und von erklärenden Anmerkungen begleitete Uebersetzung zu liefern, ohne dabei mit üppigen Kenntnissen und strotzender Gelehrsamkeit pralen zu wollen. Dieß sagt er in der vorangeschickten munter geschriebenen Einleitung sehr oft. Keine Kopie wird je ihr Urbild ganz erreichen. Auch diese wird es nicht. Indessen sieht man doch, daß

Herr

Herr S. mit Fleis und eigenem Kopfe zu Werke gegangen ist, und schon das muß ihm Ehre und Beifall bringen, zumal da er als ein junger fränkischer Geistlicher von ohngefehr 22 Jahren auf dem Lande lebt, wo er die Hülfsmittel nicht haben kann, die er vielleicht wohl kennt und gerne gebrauchen möchte. Wer das Büchlein selber lesen wird, der deucht mich, sollte mein hier gefälltes unpartheiisches Urtheil ohne Widerrede unterschreiben.

Jn.

XXVI.

Erläuterungen über den Anakreon — von Johann Gottlob Samuel Schwabe, Rector der Stadtschule zu Buttstädt. Zwey Stücke. 2. B. in 4.

Herr Schwabe hat hierinnen die 28te Ode des Anakreon mit vielem Fleiß erläutert; die einzelnen schwerern Worte erklärt, und den Sinn der Gedanken untersucht, zugleich die Erklärungen der neusten Ausleger angeführt. Aus dem 2ten Progr., welches den 15 März 1783. geschrieben ist, wollen wir seine Erklärungsart von den schweren 15 — 17 Verse anmerken, ohne doch die vielen Citaten und Beweise wieder abzuschreiben. Nach ἐχέτω nimmt er die Ellipsis des Worts κηρος an; ὅπως bedeutet hier so wie ἐκεῖνη bezieht sich auf ἐταίρη; den Ar-

tickel τὸ verbindet er mit λελῃθότως; συνοφρυς, welches sonst einen bedeutet, dem die Augbraunen zusammengewachsen sind, heißt hier die Augbraune selbst; τολελῃθότως συνοφρυς sind Augbraunen, die durch einen ganz kleinen, kaum bemerkbaren Zwischenraum unterschieden sind, und diese Worte sind bloß eine Erklärung des διάκοπτε, μητε μίσγε im 14ten Vers; ἴτυς, welches im eigentlichen Sinn von dem Bauch des Schildes, (vmbone) und von der Peripherie des Rads, worinnen die Speichen stehen, gebraucht wird, bedeutet hier im metaphorischen Sinn den Bogen, oder den Rand der Augenwimpern, worinnen die Haare sitzen; βλέφαρον, das Augenlied; κελαινην, welches mit ἴτυν verbunden ist, kann zugleich auf συνοφρυν im 16 V. gezogen werden. Nach dieser Voraussetzung will der Dichter sagen; der Maler soll die Augenwimpern, so wie die ganz unbemerkbar von einander getheilten Augbraunen, schwarz mahlen, weil das Original, das Mädchen, auch dergleichen hätte. Folglich braucht man wenig, oder gar keine Veränderung im Texte vorzunehmen. — Nachhero führt er Stephans, Schneiders, Zeune's und Fischers Kritiken und Erklärungen an.

S.

XXVII.

XXVII.

Variae lectiones in Q. Serenum Sammonicum e codice Vratislauiensi decerptae. Jenae d. I. Jul. CIↃIↃCCLXXII. 4. B. in 4.

Herr Hofr. und öffentlicher Lehrer der Medicin, D. Christ. Gottfried Gruner, giebt in diesem Programm einem künftigen critischen Herausgeber des Serenus Sammonicus vortrefliche Materialien. Er hatte bey seinem ehemaligen Aufenthalt zu Breslau den Vorsatz gefaßt, dieß durch Zeit, Abschreiber und Kühnheit einiger Kritiker, besonders des Rob. Constantin sehr verdorbene Gedicht verbessert zu ediren. In dieser Absicht verglich er ein papiernes Mspt aus dem 15den Jahrhundert, so auf der Breslauer Bibliothek ist, und sehr viele alte Ausgaben. Seine ietzige Lage beschäftigt ihn mit andern Arbeiten. Da aber im Baldingerischen Neuen Magazin ein Gelehrter eine neue Ausgabe versprochen hat, so theilt hier Herr Gr. in fünf gespaltenen Columnen die Varianten aus der Aldin. Ausgabe, dem Breslauer Codex, der Stephan. Hunelb. und Pictor. Editionen mit: denn in bemeldter Ordnung stehen sie nebeneinander. Mit der Pictor. kommt der Codex noch am mehresten überein. Doch weicht er auch oft davon ab, nähert sich dann und wann der Hummelberg., geht von der Aldinischen am öftersten ab, und hat auch eigene Lesearten.

XXVIII.

XXVIII.

Eben dieser gelehrte Philolog und Medicus hat als Decanus seiner Facultät zwey andere Einladungsschriften geschrieben, wodurch er sich von dem grossen Hausen seiner Amts- und Kunstbrüder, welche das Studium der griechischen Sprache nicht so für nöthig achten, rühmlich auszeichnet, nämlich:

Oribasii Medicinalium collectorum liber I. e. codice Mosquensi nunc primum graece ac latine, Ienae d. XX. Iul. cIↃIↃccLXXXII. 2 B. in 4. *Orib.* medic. collect. liber II. et fragmentum aliud ex cod. Mosquensi, nunc primum, graece et latine, d. XXVIII. Sept. 1782. 2 1/2 B. 4.

Oribasius lebte im 4ten Jahrhundert, schrieb verschiedenes; allein bishero sind nur einige Fragmente griechisch gedruckt erschienen; von den übrigen hat man nur eine, und diese nicht vollständige lat. Version von J. Bapt. Rasarius. In der Moskauer Bibliothek stecken aber drey Mspte aus dem 14 Jahrhundert: das eine enthält synops. nouem libros ad Eustath. filium; das 2te Euporist. ad Eunapium, das 3te die 14 ersten Bücher medicinal. Collector. auch diese zum Theil zerstümmelt. Hr. Prof. Matthäi schickte Hrn. HR. Gruner auf dessen Bitte, so schwer auch das Mspt. zu lesen war, einige unedirte Partickel, die Hr. Gr. hier mit einigen gel. Anmerkungen bekannt gemacht hat: Er bestätigt Hrn. Matthäi Muthmassung, daß diese Codices aus der Bibliothek

des

des Rasarius seyen, die hernach der Bischoff Maximus zu Venedig gekauft habe. In ältern Zeiten hatte einer davon, der alt ist und aus Griechenland gehohlt war, dem Nicol. Sammichelius gehört; der andere aber dem Matthäus Dandulus. Beym 2ten Progr. sind einige griechische Verse ex Oribasii (dem sie fide dubia zugeschrieben werden) medici Sophistae praeceptis diaeteticis mit einer lateinischen Uebersetzuug angehängt. Eine Anzeige des medicinischen Innhalts liegt ausser unserm Plan. S.

XXIX.

De *Alcaeo*, poeta lyrico, eiusque fragmentis comment. I. scriplit M. *Christian Dauid Iani*, Gymnasii Islebiensis Rector. Halae 1780. 1 1/2 B. — comment. II. m. Decembr. 1781. 2 B. — — comment. III. m. Iun. 1782. 2 B. in 4.

Der Hr. Rector hatte bey Bearbeitung seiner bekannten Ausgabe des Horaz öfters auf die übriggebliebenen Fragmente des Mitylenischen Dichters, welchen Horaz so vorzüglich nachgeahmt hatte, Rücksicht nehmen, und sie vergleichen müssen. Dieß brachte ihn auf den sehr glücklichen Einfall, alle Reste der Alcäischen Gedichte aufs neue zu sammlen, und sie critisch und exegetisch zu bearbeiten. Diese 3 Programmata sind die Früchte seiner Bemühung, womit er den Dank der Edlen verdient. Im ersten

An-

Anschlag giebt er zuerst litterar. Notiz von dem Leben, Charakter, Geiste und Dichter-Kraft seines griech. Sängers. Gleich anfangs ist eine vortrefliche Betrachtung, warum Griechen kühner giengen und dichteten. Alcaeus war in einem Freystaat gebohren. Nun schreibt Hr. Jani. Excitabat ista Graecorum libertas atque alebat magna ingenia, quae si ad poesin facta essent, nullis constricta vinculis ad summam eius artis virtutem igneo ferrentur impetu, immensaque enthusiasmi vi, (nam est libertas suapte natura ferocior) ad insignem illam et sensuum et verborum sublimitatem eniterentur, quam Romanorum aureae aetatis poetae, cultiores illi quidem, verum moderatiores etiam, vt in oppressa libertate, assequi non potuerunt. Verum graecis ingeniis eadem illa libertas tribuit quoque audaciorem quandam atque effrenatiorem eum morum, tum sensuum orationisque licentiam, vt in illorum fere carminibus impolitior quaedam simplicitas asperiorque ac rudior virtus inesset. Beym Alcaeus kam darzu, daß er ein Soldat gewesen, welches seinen Geist noch mehr anflammte, und auch in die Poesie mehr Kühnheit und Feuer eingoß.

In diesen 3. Abhandlungen sammlet er nach andern Herausgebern zuerst die vom Athenäus aufbewahrte Bruchstücke, erläutert sie critisch, aesthetisch, und philologisch, beschäftigt sich mit dem Metrum, um von der Wahrheit und Falschheit einer Lesart sichrer urtheilen oder selbsten in dem Text verbessern, (welches auch oft auf eine so leichte als scharfsinnige

Art

Art geschahe,) zu können, und macht dadurch einen recht guten Anfang zu einer neuen, mit nöthigen Anmerkungen versehenen Sammlung der kostbaren Reste des Mitylenischen Dichters. Beyspiele lassen sich hier nicht wol angeben.

S.

XXX.

Vertheidigung des Lateinschreibens und der Schulübungen darin, womit zu der öffentlichen Prüfung, welche auf dem vereinigten Friedrichswerderschen und Friedrichsstädtischen Gymnasium Mittwoch den 30 April — veranstaltet werden soll, — — einladet Friedrich Gedicke, Direktor des Gymnasiums. Berlin 1783. gedruckt bey J. Fr. Unger. 2 B. 2 Blätt. 8.

Zuerst einige Betrachtungen, warum die lateinische Sprache die allgemeine Sprache der Gelehrten geworden, und zwar erst nach ihrem Tode; erst nachdem sie aufgehört hatte, Volkssprache zu seyn: wobey Hr. G. richtig bemerkt, daß keine lebende Sprache die Sprache der Gelehrten aller Nationen Europa's seyn könne und dürfe. Denn so lange eine Sprache lebende und tönende Volkssprache ist, ist sie einem unaufhörlichen Kreislauf von Veränderungen unterworfen, die sie zu daurender Sprache der Gelehrsamkeit unfähig, wenigstens unbequem machen.

machen. Nur eine todte Sprache schickt sich zur allgemeinen Gelehrtensprache, weil nur sie ihren ein für allemal festgesetzten Grad der Vollkommenheit hat, und die Zeit Unterschiede in ihr nicht mehr so auffallend, als bey einer lebenden sind, kurz, weil sie nicht wie iede lebende Sprache mit iedem Jahrhundert Gestalt und Kleidung verändert. Die lateinische Sprache ward es. Ehemals gieng man mit Verehrung der lateinischen Sprache zu weit, ietzo setzen einige Neulinge und Witzlinge, (viele, weil sie Idioten darinnen sind,) sie zu weit herunter. Mit Recht behauptet Hr. Gedicke; Es wäre einmal Zeit, auch hier die Mittelstrasse zu wählen; Zeit, einzusehen, daß durch Vernachläßigung der allgemeinen Gelehrtensprache das auswärtige Kommerz mit unsern Kenntnissen und Entdeckungen in den Wissenschaften nothwendig stocken müsse, weil keine einzige Nation so gutwillig, als wir Deutschen fremde lebende Sprachen lernt. Die lateinische Sprache ist die Brücke der Gelehrsamkeit zwischen mehrern Nationen. Bricht man sie ab, so entstehen lauter kleine Inseln, und nicht iedes Volk hat Lust und Geschick, die litterarische Schiffart zu treiben." Sodann bemerkt er, darstellende Schriften, zu welchen alle Werke des Geschmacks zu rechnen sind, oder solche, die mehr den Menschen oder den Bürger, als den Gelehrten interessiren, und die mehr blos für die gegenwärtige Zeit, als zugleich für die Nachwelt dienen sollen, könnten und müßten in der Landessprache geschrieben werden: hingegen abhandelnde oder

rais

raisonnirende Schriften, aus denen man dereinst auf den Vollkommenheitsgrad der eigentlichen Wissenschaften bey uns schliessen sollte, müßten wenigstens größtentheils in der angenommenen Allgemeinsprache geschrieben werden. Mehrere unsrer neuen Pädagogen eifern mit lauter Stimme gegen das Lateinschreiben, erklären die dahin abzweckenden Uebungen auf Schulen für einen nicht nur unnöthigen, sondern durchaus schädlichen Zeitverlust, und tragen auf eine förmliche Proscribtion dieser in ihren Augen eben so unnützen als altväterischen Pedanterey an. Unter diesen ist der neuste Hr. Stuve, in Ruppin, der sich in seiner Schrift: über das Schulwesen 1783. sehr nachdrücklich und ernstlich nicht nur gegen die lateinischen Stilübungen auf Schulen, sondern geradezu gegen das Lateinschreiben überhaupt erklärt. Hr. Gedicke verdient einen Eichenen Kranz, daß er sich in diesem Schulanschlag der lateinischen Sprache annimmt. Er geht die Gründe seines Freundes durch, und zeigt mit strenger Beobachtung aller Bescheidenheit und Freundschaft, wie grundloß, auch für die Ausbreitung der Wissenschaften nachtheilig die Stuvischen Aeusserungen sind. Ein anderer würde vielleicht an manchen Orten mit weniger Schonung geantwortet, und manche gegebene Blössen schärfer und beissender angegriffen haben. Die Behandlungsart macht aber Hrn. Gedickens Charakter Ehre. Wir wollen, so kurz als möglich, beederseitige Gedanken wiederhohlen, und einige beyläufige Urtheile einstreuen: vieles aber uns

terdrücken. 1) Hr. St. sagt, das Lateinschreiben und Reden wäre nicht nöthig, um die in dieser Sprache geschriebenen Bücher zu verstehen; denn sonst müßten wir auch griechisch und hebräisch reden und schreiben, und wir könnten nicht gute Uebersetzungen aus fremden Sprachen von Männern haben, die dieselben gar nicht zu schreiben und zu reden im Stande sind. Antwort. Besser versteht man eine Sprache, richtiger und genauer faßt man ihren ganzen Genius, tiefer dringt man in ihre Eigenthümlichkeiten und Feinheiten, wenn man sie wenigsten zugleich schreiben kann. (Bey den neuern Sprachen wird der, welcher sie wenigsten auch gut schreiben kann, gewiß auch besser übersetzen. Sprechen ist nicht so nöthig. Warum übersetzte Heilmann, welcher in der griechischen Sprache gewiß hätte schreiben können, den Thucidydes besser, als hundert andere ihre griechischen Autoren? Warum nehmen diese so oft sehr sichtbarlich ihre Zuflucht zu den latein. Versionen? Warum sind selbst die lat. Versionen der griechischen Autoren vor 200 oder 150 Jahren, wo noch Gelehrte suchten griechisch zu schreiben, richtiger, als wenige ietzo thun könnten? Ich getraute mir auch, durch Induction und Vergleichung der aus lat. Schriftstellern ins teutsche, französische, englische u. s. w. gemachten Uebersetzungen Hrn. Stuve's scheinbares Argument übern Haufen zu werfen: und Hr. Gedicke mag vielleicht wegen Kürze der Zeit oder Mangel des Raums diese Saite nicht haben berühren wollen.) — 2) Das Lateinschreiben und Reden ist

im

im gemeinen Leben und in Geschäften nicht nöthig. Antwort. Sind denn alle Fertigkeiten und Kenntnisse darum gleich unnöthig, weil sie grade nicht im gemeinen Leben nöthig sind? (daß doch einige neuere alles lernen auf einer kameralistischen Wagschale abwägen wollen. Kinder sollen nicht lateinisch schreiben lernen, noch weniger sprechen. Dieß war bey den Voreltern pedantisch übertrieben worden: Allein bey denen, welche schon die lat. Sprache genauer studiert, und vieles gelesen haben, ist der Nutzen durch die tägliche Erfahrung genug bestättiget. Erfahrung sollte hier mehr, als alles Raisonniren beweisen und widerlegen. Muß man bey iungen Leuten nicht auch auf Mittel denken, sie in Thätigkeit zu erhalten, ihrem Geist eine gewisse Festigkeit und strenge Ordnung zu verschaffen? Ist nicht das lateinische Schreiben eines von den guten Hülfmitteln, dieses zu gewähren? Man mache nur Versuche. Müßten unsere iunge Leute mehr lateinisch arbeiten, so würden sie mit den Originalwerken besser bekannt, und nicht kindisch empfindeln und tändeln. Man unterscheide auch in Schulen künftige Gelehrte und künftige Professionisten, und treibe in untern Classen eben nicht das lateinische Schreiben.) 3) Wir predigen und prozeßiren, Gott sey Dank, nicht mehr lateinisch. Antwort. Wie wollen diejenigen, so mit Polen und Ungarn in genauer Verbindung stehen zurecht kommen? (Also, was nicht unmittelbar, sichtbarlich zum Brod hilft, das darf man nicht lernen. Recht schön. Wie weit wird es noch mit unserm Stu-

dieren kommen? Studiert man nur, um teutsch predigen und processiren zu lernen? Also braucht man auch nicht französisch, englisch und dergleichen zu lernen. Man weiß nicht, in welche Lage ein Mensch kommen kann. Mir ist aus der neusten Geschichte ein Exempel erzählt worden. Ein teutscher Prinz mußte in seiner Jugend lateinisch, wie gewöhnlich lernen. Er kam mit einem Corps Truppen an die Polnischen Gränzen. Er allein unter seinen Truppen konnte etwas Latein sprechen, und da Niemand von den seinigen polnisch verstund, er also durch das Latein mit den Polen, welche Proviant fuhren, zurecht kommen konnte, so rettete er sich und die Seinigen, durch seine in der Jugend erlernte Sprache von einer augenscheinlichen Gefahr, Mangel zu leiden. Weiß man in seiner Jugend, worzu allgemein anerkannte nothwendige Kenntnisse einem im Leben einmal helfen können? Misbrauch hebt rechten Gebrauch noch nicht auf.) 4. 5.) Wir schreiben nicht mehr lateinische Briefe, oder haben es doch nicht nöthig; auch streiten die Gelehrten in Gesellschaften auch deutsch. Antwort. Wenn der andere uns Deutsche aber nicht versteht, oder wir ihre Sprache nicht. (Solche seichte Einwendung hätte ich nicht vermuthet.) Herr St. muß von sich auf andere nicht schliessen wollen. Sodann in wissenschaftlichen Dingen, wie weit deutlicher, kürzer, bestimmter kann man sich in der lat. Sprache ausdrücken. Was für Idioten würden nicht in die Schul- und Akademische Aemter oft kommen, wenn nicht das Lateinschreiben und Reden noch ein so guter Zaun gegen jener Barbarey

wäre?

wäre? 6) In fremden Ländern fortzukommen, wird einem das Latein schlechte Dienste thun. Antwort. Wahr, bey Bürgern und Bauern: nicht wahr, bey Gelehrten. 7) Das einzige ist, daß einige Landeskollegien auf Lateinisch die Kandidaten prüfen. Antw. Traurig wäre es, wenn dieß der einzige Grund für die Beybehaltung der lat. Sprache im Schreiben und Sprechen wäre: und noch trauriger, wenn das lat. Plaudern in solchen Collegien der einzige Maasstab, Kenntnisse zu beurtheilen, seyn soll. 8) Das Bücherschreiben in latein. Sprache kann kein Grund seyn, die Schüler lateinische Ausarbeitungen machen zu lassen. Denn wir dürfen doch unmöglich bey der Einrichtung gelehrter Schulen uns den Plan machen, unsere Schüler zu Schriftstellern zu bilden. Antwort. Alle Schüler darzu bilden zu wollen, wäre lächerlich und schädlich. Allein wer weiß seine künftige Bestimmungen? Wie oft wird bey manchen die Ehre gerettet und andere Vortheile dadurch verschaft? Wer kann etwas gehörig beurtheilen, so er selbst nicht versteht? (Hätten nur unsere Ministers, Obersten, Räthe, Consistoriales in ihrer Jugend mehr griechisch und lateinisch oft gelernt, so würden die Schul- und Lehrämter gewiß besser und für die Wissenschaften vortheilhafter besezt werden. Doch ich sehe, ich würde zu weitläuftig, wenn ich überall Anmerkungen, die sich so leicht darbiethen, dabey machen wollte. Man bemerke nur noch folgendes; daß wenn das Lateinisch schreiben in Schulen aufhören sollte, man in spätern Jahren, da man es etwa brauchen muß, mit doppeltem Zeitverlust nachhohlen und nicht

recht genug lernen, oder daß man alle mögliche neuere Sprache auf das feinste studieren müsse, um nützliche Sachen zu verstehen, daß man verlangen müsse, alle Ausländer müßten teutsch vollkommen lernen, um unsere Schriften zu verstehen, wenn wir von ihnen, gelesen und geschätzt werden wollen; oder daß alles Commerz in der gelehrten Republick aufgehoben und das Studieren oder Fortschreiten in den höhern Wissenschaften, ungemein erschwert würde und dergleichen. Ueberall sich auf Uebersetzungen verlassen wollen, wäre eine Schwachheit. Da Hr. Gedicke auf die übrigen Gründe genug geantwortet, zum wenigsten andern hinlänglichen Stoff zur weitern Widerlegung oder Beherzigung gegeben hat, so will ich bloß die übrigen Stuvischen Angaben hier berühren, die zum Theil aus den erst angegebenen Aeusserungen auch beurtheilt werden können.) 9) Das Bücherschreiben in lateinischer Sprache selbst ist sehr unnöthig. 10) Keiner läugne, daß unsere Sprache es verdiene, daß der Gelehrte in ihr sein Werk schreibe. (respond. posito vno non tollitur alterum. 11) Warum sollten die Gelehrten eine eigene Sprache haben? (weil es einmal so angenommen worden ist: vsus est tyrannus; sodann weil der Nutzen davon bey jetziger Beschaffenheit und Verbindung der Menschen, sichtbarlich und leichter zu erhalten ist.) 12) Die Wissenschaften sind doch wol nicht bloß um ihrer selbst willen da, sie sind ia nicht ein Kleinod, das der Gelehrte in einen eisernen Kasten einzuschließen hat, damit Niemand hinzukomme, und ihm etwas davon raube.

raube. 13) Man sagt, wenn man lateinisch schreibt, so schreibe man für alle Nationen Europa's zugleich: man theile auf einmal seine Weisheit unter so vielen Völkern aus. Das sind starke Ansprüche: Der tausendste Schriftsteller erhalte wol nur einen ganz kleinen Theil davon befriedigt. 14) Wer so schreibt, daß er für alle gesittete Völker wichtig und anziehend ist, wird von allen übersetzt. 15) Es sey unmöglich, in einer längst todten Sprache seiner und seines Volks Empfindungs- und Denkungsart und dem unaufhörlichen Wachsthum der Begriffe gemäß zu schreiben. 16) Es sey falsch, daß die neuern Sprachen nicht fixirt, also nicht zu gelehrten Sprachen taugen. (Lauft am Ende wol auf ein Wortspiel oder Tirade hinaus.) 17) Man darf nicht befürchten, mit seinen Werken nicht auf die Ewigkeit zu kommen, wenn man in einer neuen Sprache schreibt. (Für einen ewigen Namen schreiben wol ietzo die wenigsten Deutschen: die allermeisten eher des Honorarium wegen: ein edler Theil, um den Beyfall seiner Zeitgenossen zu erhalten.) Nun kommt gar hart: 18) das Latein schreiben ist nicht bloß unnütz, es ist auch schädlich. Man verschwende damit die edle Zeit, die zur Erlernung so wichtiger und nützlicher Kenntnisse angewandt werden könnte. 19) Er möchte den Gymnasiasten sehen, der nicht etwas besseres und nützlicheres thun könnte, als sich im Lateinschreiben üben. (Vielleicht thut er gar nichts. Man versuche es einmal in einer mittelmäßig starken Schule; dann wird man artige Historien erleben.) 20) Es gehöre

viel Zeit darzu, gut Latein schreiben zu lernen (Rom hatte nicht lauter Ciceronen. Nicht alle sollen grosse Stilisten werden.) 21) Man schwäche und verderbe durch Uebungen im Lateinischschreiben die Fertigkeit und Richtigkeit im Ausdruck der Muttersprache. Selten hat ein grosser Lateiner nur einen erträglichen Ausdruck im Deutschen. (Ja vor Zeiten, wo die Muttersprache verachtet war: allein iene sind Gottlob vorbey. Ernesti, dieser grosse Lateiner, hatte gewiß im Deutschen einen mehr als erträglichen Ausdruck, und deren giebt es noch wol mehrere. Herr Gedicke selbst — ist gleich eine Instanz gegen die Stubische Behauptung. Sollte man nach der Menge der vorgegebenen Gründe der Wahrheit eines Satzes entscheiden, so wäre der Sieg für Hrn. Stube freylich leicht zu bestimmen. Zum Glück kommt es nicht auf die Menge, sondern auf die Richtigkeit einzelner Sätze an. Ueberhaupt hat Hr. St. nichts neues vorgebracht; und, wenn es hier nöthig wäre, so könnte ich eine Parthie Stimmen anführen, wornach schon die lateinische Sprache hat sollen aus den Schulen oder öffentlichem Gebrauch verbannt werden; wo sie hingegen wieder eben so gut in Schutz genommen worden ist. Es wird aber wol die lateinische Sprache im Besitz bleiben, wenn nicht Barbarey einbrechen sollte.) XX.

XXXI.

XXXI.

Herr M. Joh. Melchior Faber, Professor und Rector des Anspachischen Gymnasiums, schrieb bey Gelegenheit des Geburttags Feyers des wohlthätigsten Landesherrns, den 24 Febr. 1783, ein Programm, *de simpliciori facilioriqve discendi latinam linguam ratione*. 3 B. in 4.

Mit Recht dringt Herr Prof. Faber gleich anfangs auf eine in allen Klassen gleichförmige Methode zu lehren. Er dringt auf eine Grammatik, wo alles, so für Anfänger und Stärkere nützlich seyn könnte, auf wenige Bogen zusammengefaßt stünde. Die HauptRegeln soll der Anfänger nur auswendig lernen, die Ausnahmen aber durch Uebung und Gebrauch derselben. Das Genus der Substantiven lerne iener durch das beygefügte Pronomen hic, haec, hoc. (Dieß scheint uns sehr unbequem und mehr schwer als leicht zu werden. Anders war der Fall bey den Römern in ihrer Muttersprache.) Bey den Verben soll man drey Genera gleich annehmen und bestimmen, das actiuum, passiuum, medium. (Richtig, und vom Herrn V. recht gut erläutert. Mehrmals hat es Rec. in seinen Erklärungen der Alten gethan, und gezeigt, daß oft eine Stelle dadurch von einer falschen Critik oder falschen Auslegung gerettet worden.) Daher glaubt Herr F. die lat. Grammatik könne die Benennung *deponens* entbehren. Das Paradigma der Verben will Herr

F. auch anders gestellt und die tempora anders benennt wissen, und nach meiner Meinung hat er Recht, was die Ordnung anbelangt: nur würde den iungen Leuten die Abstammung und Formation zu fassen, schwerer werden. Seine Ordnung, die er tabellarisch vorstellt, ist diese: 1) Praesens infectum, *o*, *or* etc. 2) Praesens exactum *i*, *isti* etc. 3) Praeteritum infectum, *bam* etc. 4) Praeteritum exactum *eram* etc. 5) Futurum infectum *abo* etc. 6) Futurum exactum *ero*, so keinen coniunctiuum hat. u. s. w. Die Lehre von den Gerundien behandelt Herr F. auch so, wie Rec. seit mehrern Jahren zu thun gewohnt ist. Nur dünkt es mich, daß er denen, die noch nichts von dieser Manier wissen, wegen der Kürze nicht deutlich genug seyn werde. Eine eigene Section verlangt er für die Coniunctionen; eine umständlichere Erklärung aber von den Praepositionen, weil auf sie zu rechter Verstehung der Constructionen sehr viel ankommt. (Davon wünsche ich eine vollständige Entwickelung und Erläuterung. Ich sehe wol, wohin der Herr V. zielt; und im folgenden ist für den Kenner genug gesagt: ob aber alle alles so leicht verstehen, oder anwenden werden, daran zweifle ich. Vermuthlich hat Herr F. auch die Auflösung der sogenannten ablatiuorum consequentiae dahin gezogen, und erklärt sie von einer ausgelassenen Praeposition. Doch darüber hat er sich nicht erklärt, und in den gemeinen Grammatiken wird sie immer äusserst dunkel und oft falsch vorgetragen.) Mit der so gewöhn-

wöhnlichen und im Grund falschen Manier, Kinder mit der Setzung und den Gebrauch der Construction nach der Frage, wer, wessen, wozu ꝛc. zu quälen, ist Herr F. mit Recht unzufrieden, und davon handelt er umständlich. Er zeigt recht gründlich und einleuchtend, wie alles dieses aus der griechischen Sprache und dem Gebrauch oder Auslassung der Praepositionen kürzer und sicher gelehrt werden könne. — Nun wie Kindern, die nach der gewöhnlichen Lehrart das Griechische spät oder gar nicht lernen, die Construction richtig beyzubringen sey, ist schon schwerer. Doch giebt Herr F. einige Erleichterung, und zeigt durchaus, was für Fehler unsere gemeinen Grammatiken noch haben. Wollte nicht Herr Prof. Faber selbsten einen Versuch machen, eine bessere Grammatik zu schreiben? — Noch bemerken wir, daß das Anspachische Gymnasium ein WonnenFest bey der Feyerung des angeführten Tags erlebt habe. Der Durchlauchtigste Fürst beehrte in Gesellschaft des Herzogs von Glocester das Fest mit seiner Gegenwart, bezeugte sein gnädigst Wohlgefallen über Lehrer und Lernende, hörte die Redner Herrn Prof. Faber und Herrn M. Schäfer, dem der Fürst ein ausserordentlich gnädiges Compliment machte, mit aller Zufriedenheit an. Glückliche Schule, einen solchen Fürsten zu haben!

XX.

XXXII.

XXXII.

Eine Vorlesung zum Andenken eines Mitgliedes, das die Schweinfurthische Lesegesellschaft durch den Tod des Herrn Advokats Weinreich verlohr: gehalten in ihrer ordentlichen Versammlung, am 27 März 1782. S. 28. klein 4.

Wir zeigen diese Rede oder Vorlesung, worinnen von der nützlichen Verbindung der Rechtschaffenheit des Lebens mit der Liebe zu den Wissenschaften in einem gesetzten Ton gesprochen wird, vorzüglich an, um unsern Lesern ein nützliches Institut zu Schweinfurt, nämlich die dasige Lesegesellschaft, bekannt zu machen.

S.

XXXIII.

Ad audiendam orationem aditialem die XXXI. Aug. MDCCLXXXII. noui muneris causſa habendam — inuitat *Io. Eccius*, Mor. et Polit. Prof. Diſſeritur de vita anteceſſoris in munere *B. Henrici Gottlieb Frankii*. Lipſiae. 2 B. in 4.

Herr Prof. Eck hat schon viele kleinere biographische Abhandlungen drucken lassen, die den verdienten Beyfall erlangt haben. Die ietzige zeichnet sich beson-

besonders aus, weil er mit einer edlen Art das Leben seines in der gel. Welt bekannten Antecessors beschreibt. Gleich anfangs sagt er, sein Churfürst habe ihn zum Nachfolger des verstorbenen Franks bestimmt. Darauf fährt er fort: nihil profecto mihi magis annitendum esse arbitror, quam vt in eodem officio administrando vestigia viri doctissimi et integerrimi, strenue pro viribus legam, eiusque virtutes maximas, assiduitatem et fidem in obeundo munere, candorem in agendis negotiis, diligentiam in perquirendis rebus ignotis, imitando referam: id, quod etiam, deo annuente, me facturum et spondeo et confido. — Wir wollen aus diesem recht gut geschriebenen Programm einige Nachrichten von dem verstorbenen Gelehrten, kurz wiederhohlen. Frank war zu Teichwitz, einem Dorf nicht weit von Weyda, wo sein Vater Pfarrer war, den 9 August 1705 gebohren. Sein Onkel, Joh. Gottlieb Alberti, Weimarischer Hofrath, nahm ihn nach dem frühen Tod seiner Mutter nach Weimar, und gab ihm mit seinem einzigen Sohn die beste Erziehung. Im Jahr 1724 bezog er die Leipziger Universität. Hier hörte er Rüdigern, Frankenstein, Kapp, Maskow, Conradi und andere. 1726 zu Ende wurde er Baccalaureus, und im folgenden Jahr Magister. Darauf ließ er sich als Candidat der Rechte examiniren, und eröfnete iuristische Vorlesungen. Von der philosophischen Facultät bekam er die Aufsicht über das rothe Collegium, und wurde zu ihren Actuarius angenommen. 1737 wurde

er

er immatriculirter Advocat, und erst 1748 erhielte er eine ausserordentliche Professur des Staatsrechts mit einer kleinen Besoldung von 100 Rthlr. Endlich 1762 bekam er die eben nicht einträgliche ordentliche Professur der Moral und Politik. Bey seiner ungeheuern grossen Gelehrsamkeit und Belesenheit hatte er nie ein zahlreiches Auditorium. Der Mann war zu ehrlich und dachte von sich und seiner Wissenschaft zu edel, als daß er niedrige, alleine leider! gewöhnliche Kunstgriffe hätte gebrauchen sollen, um zu werben, und um viele Zuhörer an sich zu locken. (Ein neuer Beweiß, daß man sich gemeiniglich irrt, wenn man immer von einer Menge der Zuhörer auf die wahre Gelehrsamkeit und Verdienste eines Lehrers grad zu schliessen will.) Ausserdem schien seine Kleidung, seine Sprache, seine einfache Lebensart und dergl. der durch das äusserliche leicht zu blendenden Jugend nicht so empfehlbar. Allein Kenner, Männer vom höchsten Rang, schätzten ihn und seine Schriften desto höher. 1749 machte ihn der Fürst von Schwarzburg Sondershausen zum Pfalzgrafen. Er lebte unverheyrathet, und sammlete sich eine grosse Bibliothek, aus deren Verkauffung er stipendia für arme Studenten und andere Legate verordnete, und starb sanft den 14 Sept. 1781.

S.

XXXIV.

Herr Inſpector Morum, M. Joh. Adam Schaefer ſchrieb im Sept. vor. Jahres ein Schul-Programm, und liefert darinnen, *Obſeruationes miſcellas in Plinii Panegyricum in Traiano dictum.* Anſpach. 3. B. in 4.

Mit vielem Fleiß geht er hier einige ſchwere und von deſſen beſten Auslegern, beſonders vom Schwarz verſchieden behandelte Stellen durch, und verſchaft dadurch ein gutes Vorurtheil, daß er ſeine unter Händen habende Ueberſetzung dieſer Lobrede mit vieler Sorgfalt verfertigt habe. Ohne uns bey einzelnen lange aufzuhalten; wollen wir die Erklärungen des Herrn V. ſo kurz als möglich iſt, wiederhohlen. 1.) Die angefochtene Stelle im 1ten Kap. §. 5. *Ab Ioue ipſo etc.* unterpungirt er: Ab Ioue ipſo coram ac palam *repertus, electus eſt: quippe* inter aras et altaria etc. in den zwey Zeitwörtern gefällt ihm die Gradation, und quippe überſetzt er durch nämlich oder ich meine. 2) Kap. II. §. 5. intelligamus ergo bona noſtra, dignosque nos *illius* (Traiani) *vſu* probemus, wo Schwarz ſich vergeblich Mühe giebt. Herr Schaefer zieht illius nicht auf dignos, und vſu überſetzt er durch Beſitz oder Genuß: (wie Arntzen ſchon ziemlich deutlich erklärt hat.) 3) Kap. V. §. 9. habet has vices conditio mortalium, vt aduerſa ex ſecundis, ex aduerſis ſecunda *naſcantur*, welches letztere Wort Hr. Schäf-

gegen

gegen die von Schwarzen gebilligte Leseart noscantur vertheidigt, wie schon Arntzen gethan, nur daß Herr S. andere Beweise braucht, oder umständlicher ist, wenn Arntzen oder andere mit ihm übereinstimmen. 4) Umständlich in der geographischen und grammatischen Erklärung der kritischen Stelle Kap. XIV, 2. die Herr S. unterpungirt et necdum Imperator, necdum dei filius eras, *Germaniamque* — muniunt dirimuntque. Das *que* hinter Germaniam erklärt er durch quidem oder et quidem, und versteht den Traianischen Feldzug aus Spanien nach Deutschland, weil eine Landreise daher über die Pyrenäische Gebürge gehen muß. 5) Kap. XV, 4. quod denique tectum magnus hospes impleueris, übersetzt er, und iede Hütte, die du, ein erhabner Gast, majestätisch erfülltest, und handelt von der Bedeutung des Zeitworts implere. 6) Kap. XX, 4. vt si *vis aliqua*, vel ipsi barbari, quos fugiebat, inciderent versteht er vim von irgend einer Feindes Macht, da Schwarz es durch vim diuinam, als vastitatem, calamitatem, pestem, tempestatem erklärte. 7) Kap. XX, 6. nimmt er die gewöhnliche Leseart tanti tuum constat in Schutz, und supplirt aus dem vorhergehenden *iter*. 8) Kap. XXIV, 2. behält er bey Eademque omnia illa *circa te*, (in Rücksicht äusserlicher Verhältnisse.) nihil *in ipso te* fortuna mutauit. 9) Kap. XXV. Finne quis e plebe rom. dante congiatium te, *hominem* se magis sentiret fuisse, quam *ciuem*; hier versteht er unter hominem, quicquid homini accidere potest,

sue omnes conuersiones illas, quas aut fragilitas mortalitatis aut fortunae nobilitas facit. Um dieſe etwas ſchwere Erklärung recht zu verſtehen, muß man den ganzen Abſatz ſelbſten leſen. Hier würde es zu weitläuftig werden, ihn abzuſchreiben. 10) Kap. 29. Anf. Hier zeigt er umſtändlich den Zuſammenhang der Gedanken, um in dem Satz, inſtar *ego* perpetui congiarii reor affluentiam anonae, weder mit dem Lipſius einen hiatum zuzulaſſen, noch ego in ergo zu verwandeln. 11) Kap. 33. fin. *cum* ſe idem, quod deos, idem gladiatores, quod ſe *putabat*, vertheidigt er dieſe gewöhnliche Leſeart gegen Schwarzen, der den Satz ſo geleſen und erklärt hatte, cum*que* ſe idem *putaret*, quod deos, idem gladiatores, quod ſe putabat. S.

XXXV.

Vorläufige Gedanken von den Schulen der alten Deutſchen, womit die zweihundertjährige Jubelfeier der Schweinfurtiſchen lateiniſchen Schulen ankündigt Joh. Philipp Raßdörfer, des Gymnaſiums und der Schulen Rector, der Mathematik und Naturlehre ordentlicher Profeſſor ꝛc. Schweinfurt den 1. Jan. 1783. 1 B. 3 Blatt. 4.

Hr. R. will dem Caeſar, Tacitus und Pomp. Mela nicht alle die harten Urtheile über die damaligen Deutſchen, als vorgegebene Barbaren, glauben.

Nach seiner Meinung verehrten einsichtsvollere Köpfe unter ihnen nur eine einzige Gottheit, den Odin oder Wodan. Ihre Grundsätze in der Religion hätten sie zu erhabenen und schönen Thaten angereizt. Dieser Heldenmuth und diese grossen Grundgesetze wären der Jugend in den Schulen, die sie gewiß gehabt, eingeflößt worden. Die Druiden wären unter ihnen Priester, Weltweise, Geschichtschreiber, Dichter und Volkslehrer gewesen, und manche Jünglinge hätten sich von ihnen zwanzig Jahre unterweisen lassen. Vielleicht würden wir unter den Druiden, Barden, Eubagen manchen als einen andern Plato, Aristoteles und Antonin bewundern, wenn sie nicht alles dunkel und geheimnißvoll vorgetragen und ihren Schülern verbothen hätten, etwas aufzuschreiben. Sie hätten aber schreiben können: vielleicht sind die Denkmale davon durch Kriege, Dummheit der mittlern Zeiten und durch den christlichen Aberglauben vernichtet worden. (Warum nicht auch alle griechische und römische?) Da sie in der Religion, guten Sitten und Wissenschaften unterrichtet worden, so verdienten sie nicht den Namen der Barbaren. (Die Vaterlandsliebe des gel. Hrn. R. schätzen wir, allein einiges wünschen wir noch. Erstlich, daß die Materie hätte können weiters ausgeführt, dann strenger bewiesen werden. Ferner ist nicht genug, Zeugnisse anzuführen, sondern es hätte zuförderst eine kritische Sichtung der angeführten Schriftsteller angestellt, darauf Zeugnisse der Schriftsteller von verschiedenen Jahrhunderten nicht vermengt werden sollen.

Zu

Zu Ammians Marcellins Zeiten war es anders, als zu Tacitus und gar des Caesars Zeiten; anders in einer Gegend Deutschlandes, anders in einer andern Provinz. Uebrigens wünschen wir der Schweinfurter Schule Glück zu den erlebten Fest, und zugleich, daß um gute Lehrer zu haben und zu erhalten, die Besoldungen, die vor 200 Jahren gemacht worden sind, nach dem iezigen Aufwand unsers Zeitalters erhöht werden mögen. Sollen die Schulleute nur immer wie die obersten Taglöhner eines Staats arbeiten und besoldet werden? Verdienen sie nicht mehrere Belohnung, als oft die mehresten von den vornehmsten eines Staats? Wie kann ein Mann, der etwas gründliches gelernt hat, mit 2 bis 300 Gulden zufrieden leben?)

C.

XXXVI.

De Analogia Historica recte instituenda Disp. Histor. Critica, quam praeside I. M. Schroeckh, — a. d. X. Mens. Octobr. A. R. S. MDCCLXXXI. publice disceptandam proposuit auctor Io. Gottlieb Drasdo, A. A. Magister et Acad. (Wittemberg) Bibliothecar (56. S.)

Analogie ist ein wichtiges Hülfsmittel in vielen Theilen der Gelehrsamkeit: besonders hat sie in der Geschichtkunde vorzüglichen Nutzen, der zugleich mit

vieler Anmuth verbunden ist. Aber, da die besten Dinge können gemißbraucht oder falsch angewendet werden, und da dieses mit der Analogie in historischen Materien oft genug geschiehet, (wie die Beyspiele eines Voltaire und anderer, die ihm folgten, beweisen,) so sind sichere Bestimmungen nöthig, wodurch man vor Fehltritten verwahrt wird. Diese hat aber noch niemand, in ihrem ganzen Umfang, zusammenhängend vorgetragen. Hr. Prof. Schröckh, dessen Scharfsinne diese Lücke in der historischen Kunst und Kritik nicht unbemerkt blieb, konnte also seinen Respondenten keine nützlichere Arbeit vorschlagen, als die Entwicklung dieses Gegenstandes: und die Ausführung desselben konnte nicht leicht einem jungen Gelehrten von mehrerer Geschicklichkeit anvertrauet werden, als Hrn. Drasdo, der sich durchgehends als einen würdigen Schüler seines berühmten Lehrers zeigt.

Zuvörderst untersucht er den Begrif des Worts ἀναλογία, das der Meßkünstler und der Sprachphilosoph kennet. (Hier wird im Vorbeygehen die Stelle in der Epist. an die Röm. XII, 6. richtig, nach den Grundsätzen der gelehrtesten Ausleger, erklärt. (Die Sprachanalogie findet sich entweder bey einzelnen Sprachen, und stehet alsdann der Anomalie entgegen; oder man entdeckt sie in der Vergleichung mehrerer Sprachen und gewinnet dadurch ein sehr gutes hermeneutisches Hülfsmittel, (wovon Zemisch, von Ernesti aufgemuntert, eine glückliche Probe lieferte.) Auf eine ähnliche Art läßt sich die Analogie

auch

auch in der Historie anwenden. Man vergleicht entweder solche Dinge, die in einen Zeitraum und zu einem Volke oder Lande gehören; oder man gehet von einer Nation zu andern, und ziehet eine Parallele zwischen den Begebenheiten, die mit einander übereintreffen.

Bey der ersten Gattung der historischen Analogie kommt Zeitbestimmung, Charakter, Sitten und Verfassung eines Volks vorzüglich in Betrachtung; und man kann sich dadurch aus vielen Widersprüchen und Dunkelheiten heraushelfen; und zwar auf eine dreyfache Art. 1) Durch Vergleichung eines Gegenstandes mit der allgemeinen Beschaffenheit der Classe, worunter er gehört. 2) Durch Vergleichung der vorhergehenden und folgenden Dinge. 3) Durch Vergleichung der Zeitbestimmung mit den angeführten Umständen. Der Hr. Verf. giebt hier, von der ersten Art, eine treffende Erläuterung durch das Exempel des Bischofs Hosius v. Corduba, den viele zum Präsidenten der Kirchenversammlung zu Nicäa machen. Wenn man dieses Vorgeben mit der allgemeinen Beschaffenheit der Hierarchie und Synodalverfassung, als der Classe, wozu der angeführte Punkt gehöret, vergleicht, so zeiget sogleich, daß Hosius nicht Präsident seyn konnte. Die Bischöfe der ältesten oder vornehmsten Kirchen hatten zwar bey den Concilien einen Vorrang und mithin auch einen Vorsitz; aber keineswegs einen Vorzug der Macht oder ein Recht zu entscheiden. Es waren mehrere Vorsitzende, unter denen der vorderste besonders so

genennet wurde; aber mit diesem Vorsitze war weiter nichts, als äusserliche Ehre verknüpft; und diejenigen, welche diese erhielten, mußten aus der Zahl der vornehmsten Bischöfe seyn. Darunter gehörte nun aber Hosius nicht; und folglich kann ihm in keiner Rücksicht das Präsidium zu Nicäa zugeschrieben werden.

Auch die zweyte Art bleibt nicht unerläutert, und Hr. D. wählt hierzu die berufene Schenkung Constantins des Grossen, und zeigt Widerspruch in Absicht auf das Vorhergehende, weil dieser Kaiser nicht zu Rom getauft wurde, und in Ansehung des Folgenden, weil Silvester und seine Nachfolger, lange Zeit hindurch, nichts weniger, als die Herrschaft über Rom, Italien und andere Länder in Occident hatten, welche sie doch durch die Schenkung sollten bekommen haben. Eben so entscheidend wird die dritte Art, nämlich die Zeitbestimmung zu Hülfe genommen, um zu beweisen, daß, Zufolge derselben, die Erzählung von der Päbstinn Johanna unter die Mährchen gehöre.

Nun kommt die andere Gattung der historischen Analogie, die sich auf keinen Zeitraum und auf kein einzelnes Land oder Volk einschränkt, sondern in dem Gebiethe der ganzen Weltgeschichte die Gegenstände der Vergleichung aufsucht. So groß ihr Umfang ist, so ausgebreitet ist auch ihr Nutzen. Durch sie erlangt man 1) richtigere Begriffe von Begebenheiten; 2) entdeckt man die Ursachen derselben; 3) kann man mit Wahrscheinlichkeit auf den Ausgang

und

und Erfolg noch unentschiedener Sachen und auf künftige Veränderungen schliessen; 4) wird man zu scharfsinniger Bemerkung des Unterschieds zwischen Personen, und Dingen, die in manchen Stücken einander ähnlich sind, angeleitet; und endlich 5) lernt man die Gesinnungen, Absichten und Charakter der Menschen kennen. Hier dienet die Vergleichung der Päbste und der Chalifen, des Numa Pompilius und Lykurgs, wie auch der obgemeldete Bischof Hosius wieder zum Exempel. Von diesem behaupten viele, daß er das Nicänische Glaubensbekenntniß aufgesezt habe, und wollen daraus auf sein Präsidium schliessen. Aber, gesetzt auch, daß es mit jenem Vorgeben seine Richtigkeit hätte, so lehrt doch die historische Analogie, daß sich nichts daraus schliessen läßt. Denn zu Rom wurden die Senatus consulta nicht von den Consuln aufgesetzt, wenn sie gleich die Präsidenten des Senats waren.

Nachdem der Hr. Verf. noch kürzlich bemerkt hat, daß die historische Analogie auf der göttlichen Einrichtung der Natur überhaupt, und auf der sich stets ähnlichen Beschaffenheit der menschlichen Natur, beruhe, so gehet er zu dem schwersten Theil seiner Arbeit über, nämlich zur Festsetzung der Regeln, die man in der Anwendung der Analogie, zu beobachten hat. Sie sind folgende:

1) Die Vergleichung muß nicht blos witzig und schimmernd seyn. (Hierinnen fehlen viele Franzosen, und ihre Nachfolger, wie z. E. Weguelin, in seinen Mem. histor. sur les principales epoques de l'

hist. d' allemagne, wo er p. 35. den Zustand Deutschlands, nach der Trennung des Schmalkaldischen Bundes mit dem Zustande Spaniens unter den Carthaginiensern, sehr unhistorisch, vergleicht.) 2) Man muß den Witz, in der Wahl der Exempel, nicht auf ungewisse Gegenstände verfallen lassen. (So ist die Vergleichung der K. Elisabeth mit der Semiramis fehlerhaft, weil die Geschichte dieser leztern sehr unlauter und mit Fabeln und höchst ungewissen Dingen angefüllet ist. 3) Man muß bey Wörtern, die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutungen hätten, die frühern und spätern Begriffe nicht mit einander verwechseln. (Als Beyspiele werden angeführt sacramentum, das in der ersten Kirche etwas ganz anders, als in der heutigen Dogmatik, bedeutete, nämlich ein Zeichen einer heiligen Sache, oder ein Geheimniß; sacrificium, wodurch jede gute Handlung, besonders das Almosengeben, angezeigt wurde; und endlich Comes, welches bey den alten Kaisern eine ganz andere Person war, als im Mittelalter; und in diesem wieder etwas anderes, als unsere Grafen.

So weit gehet der Theil dieser Schrift, den Hr. D. unter dem Vorsitz Hrn. Prof. Schröckhs vertheidigte. Bey dem folgenden präsidirte er, nach dem auf der Universität zu Wittenberg eingeführten Gebrauche, selbst, und hatte Hrn. M. August Gottlob Glasewald zum Respondenten.

Er setzt hier noch folgende Regeln fest: Man muß bey der Analogie vorzüglich auf die Hauptsache, d. i. auf Uebereinstimmung der Staats- und Religious-

gionsverfassung ꝛc, sehen. (Hierwider fehlt Weguelin, wenn er, auf eine sehr hinkende Art, Heinrich den Finkler und Philipp, K. v. Macedonien, Otto I. und Alexander den Grossen in Parallele setzt. Nach dieser Regel geprüft hält auch die Vergleichung des Americanischen Kriegs wider England und des niederländischen wider Spanien die Probe nicht ganz aus.) Weiter; Man muß eine particularähnlichkeit nicht bis zu einer allgemeinen ausdehnen. (So sind sich Brutus und Cromwell ähnlich, in Rücksicht auf die Umstürzung der königl. Regierung, aber nicht weiter. (Bey Vergleichungen, die man zwischen Werken des Genies anstellt, muß man auf die besondern Arten, nicht blos auf die Gattung überhaupt, sehen. (Als ein Muster wird hier die Vergleichung, die Quintilian zwischen Demosthenes und Cicero angestellt hat, empfohlen und ähnliche Vergleichungen zwischen Chrysostomus und Augustin, Mosheim und Saurin, Plautus und Moliere, Aesop und la Fontaine vorgeschlagen; wovon aber, nach dem Bedünken des Recensenten, die erste nicht ganz gut von statten gehen, und die letzte durchaus verunglücken müßte. Denn so bald man von der Erfindung auf die Ausführung und Einkleidung übergehet, so kann man, wegen des grossen Abstandes, zwischen dem, was bey uns Aesops Fabeln heißt, und zwischen denen von la Fontaine, keine Parallele mehr ziehen.) Man muß bey Vergleichungen keine gehäßige Absicht haben. (Also Pietisten nicht Donatisten nennen; nicht gleich jeden, der sich von unsern angenommenen Meynungen entfernt, mit dem Prädicat

eines Naturalisten, Socinianers ꝛc. belegen, welches diejenigen freylich am liebsten thun, die unter dem Pöbel Beyfall suchen müssen, bey dem solche Namen vortreflich wirken. So ist es auch mit der Vergleichung zwischen den Ceremonien der römischen Kirche und des Heidenthums, woran sich besonders Engländer ergötzt haben. Man vergißt dabey, daß glänzende Ceremonien des Heidenthums der Kirche, so bald sie herrschend wurde, nicht blos zu Rom, sondern fast allenthalben, zum Muster ihrer Errichtungen dienten.) Man muß bey der Vergleichung einander entgegen gesetzter Personen und Sachen Billigkeit und Mäßigung beobachten. (So machen die christl. Schriftsteller ihren grossen Constantin, der ein Sclave seiner bösen Begierden und Laster war, zu einem Heiligen; und dagegen den abtrünnigen Julian, der ein wahrer praktischer Philosoph war, der Wahrheit und Billigkeit zum Trotze, zu einem Böse wicht: Voltaire übertreibt es dagegen auf der andern Seite. So vergleicht man den sanften Melanchthon mit dem stürmischen Luther, und ziehet für jenen die nachtheiligsten Folgen daraus; eben so ungeschickt und unbillig, als wenn man einen Kirchenrath Seiler und einen Hauptpastor Götze, die beyde den Naturalisten, aber freylich auf sehr verschiedene Art, entgegen arbeiten, zusammenstellte und jenen tadelte, weil er diesem nicht ähnlich ist.) Man muß von der Analogie nur mit Behutsamkeit und nicht allzuoft Gebrauch machen. Sachen und Personen, die dem Ansehen nach noch so genau übereintreffen,

unter-

unterscheiden sich doch in vielerley Puncten. Diocletian, Carl V. Christina, Joh. Casimir, Philipp V. und Victor Amadeus kommen darinnen überein, daß sie die Regierung niederlegten; aber sie handelten aus sehr verschiedenen Beweggründen. (Der Hr. Verf. findet den Entschluß Philipps V. unerklärbar. Aber es ist wohl sicher, daß er aus Schwermuth und Blödsinn herrührte. Er übernahm auch nach seines Sohns, Ludwigs Tode, die Regierung nicht wieder auf das bereitwilligste, (ludentissime,) wie es hier heißt, sondern er machte Schwierigkeiten, wie der Marq. v. S. Felice umständ meldet; und daß dieses nicht blos zum Schein geschahe, beweiset der nämliche Entschluß der Abdankung, auf den er einige Zeit nachher wieder verfiel und den blos seine Gemahlin vereitelte. Bey dem Könige v. Sardinien ist die Sache räthselhafter. Inzwischen, wenn auch der doppelte Tractat mit den Höfen zu Wien und Madrid nicht so ganz gewiß der Beweggrund war, als er in den Anecdotes de l' abdication du R. de Sardaigne. p. 17. f. dafür angegeben wird, so ist doch dieses Vorgeben nicht für alle so unwahrscheinlich, als Hr. D. behauptet.) Ein Geschichtschreiber muß analogische Bemerkungen nicht zu sehr häufen. Hierinnen fehlen die neuern Witzler, und entfernen sich von der musterhaften Methode eines Polybius, Livius, Tacitus.

Am Schlusse wird noch erinnert, daß der Tempel der Unsterblichen oder Analogien und Apologien grosser Männer aus der alten und neuen Welt,

3 Th. Leipz. 1777. ein unmethodisches und mit vielen ungeschickten und leeren Vergleichungen angefülltes Werk ist; das Tozens Arbeiten in diesem Fache weit nachstehen muß.

XXXVII.

Etwas über die neuesten Uebersetzerfabriken der Griechen und Römer in Deutschland, insbesondere über den Bahrdischen Tacitus. (Winterthur) 1782. 141. Oktavseiten.

So lange Herr B. immer noch als Theolog arbeitete, sah man öfters, daß er manchen Lanzenstoß gut pariren konnte, wobei ihm seine angebohrne Freimüthigkeit, sein lebhafter, denkender Kopf, sein dreister Witz ungemein zu statten kam. Ja es glückte ihm sogar, hie und da einen vorwitzigen Gegner in die Enge zu treiben. Allein das Blättgen wendete sich, sobald er auch als ein funkelnder Stern an dem philologischen Himmel glänzen wollte. Man weis, mit welcher Zuversicht er sein Probestück für Kenner dem Publikum angekündigt hat, und man hätte denken sollen, Er allein wäre der Mann, der allen Uebersetzern die Leuchte vortragen würde. Man weis ferner, mit welchem Jubelgeschrei seine Arbeit von einigen seiner Freunde der Welt angepriesen wurde. Demohnerachtet lies sich die Kritik weder blenden, noch täuschen. Sie prüfte den Herrn Bahrd, und

mußte

mußte leider Fehler und Schwächen an ihm entdecken, die er mit allem Aufwand von Eifer und Gegenkritik doch nicht vertheidigen konnte. Und je genauer man seine Sache untersucht, je mehr wird man überzeugt, daß ihm zu einem Uebersetzer aller römischen und griechischen Autoren viel abgeht. Eine neue Probe gibt der Verf. der obigen Schrift, der etwa nicht als pedantischer Mikrolog, sondern als ächter Kenner der Alten dem H. B. den guten Rath ertheilt, er möge den unsinnigen Gedanken, Universalübersetzer der Klaßiker zu werden, fahren und es beim Tacitus bewenden lassen. Er thut es nicht im hämischen spöttischen Ton, sondern mit anständiger Mäßigung.

Der Anfang dieser Schrift enthält ein allgemeines Raisonnement über unsere ietzige Uebersetzungssucht. Der Verf. tadelt dergleichen Arbeiten nicht, sondern schäzt vielmehr ihren entschiedenen Werth, nur ärgert er sich darüber, daß iezt mancher Skribler, der aus sich nichts schöpfen kann, aus niedriger Gewinnsucht rüstig übersezt. Und so viel ich sehe, hat er Recht. Wenn vollends Ein Mann alle Schriftsteller teutsch liefern will, dem scheinen (S. 16.) die Schriftsteller, die er alle zu liefern verheißt, zur Zeit noch nicht bekannt zu seyn. Vaugelas arbeitete an der Uebersetzung des Kurtius allein dreißig Jahre, (S. 18.) und B. will sie alle in einigen Jahren und noch dazu vorzüglich gut liefern. Für den Uebersetzer (S. 20.) wie für den Schriftsteller gibt es glückliche Stunden, welche

Tage

Tage aufwiegen, und unfruchtbare Tage und Wochen, binnen welchen er, wenn er klug ist, sein Original ruhen läßt, um es nicht zu verderben. Es gibt Zeiten, wo unsere Organen zum Empfangen wie zum Schaffen verstimmt sind. Das Original kann vor uns in hellem Farbenglanze da stehen, aber wenn es nicht tief in den Grund der Seele stralet, so wird der Wiederschein matter, todter Umriß, oder sogar schielende, verwischte Kopie sein. Das zusammengefaßte Urteil von B. ist S. 23. dieses: Daß es ihm an der Anlage, ein guter Uebersetzer der Alten zu werden, eben nicht zu fehlen scheine, daß er aber, um es wirklich zu werden, eine ganz andere Bahn einschlagen müsse, und daß man endlich seinem Versuch das Lob mancher wesentlicher Eigenschaften einer guten Uebersetzung unmöglich angedeihen lassen könne. Die Gründe!

Erstlich verdient sie das Lob der Richtigkeit nicht. B. kann hier aufs neue deutlich sehen, daß er weder der Sprache, noch dem Schriftsteller ganz gewachsen ist, und daß er in neubemerkten Stellen den Sinn des Originals geradezu verfehlt habe. Annal. I, 1. heißt dict. *ad tempus* sum nicht: für einzelne Fälle, sondern Tacitus sagt hier: die Diktatur sei keine bleibende Einrichtung gewesen. K. 2. sind *gemini consulatus* nicht zweimaliges Konsulat, sondern zwei unmittelbar aufeinander folgende Konsulate. *Integra* domus nicht, die Familie war noch zahlreich genug, sondern noch durch keinen

Ver-

Verlust geschwächt. K. 4. ist Cl. f. *superbia* nicht der Stolz, sondern der despotische Geist der Kl. Familie. — *exulem egerit* heißt nicht, er hätte den Verbannten gemacht, sondern es ist soviel als *exul egerit*: Tiberius gab sich den Schein, aus Neigung zur Stille Rhodus zu seinem Aufenthalte gewählt zu haben, obgleich man ihn dahin verwiesen hatte. K. 7. Ist *inlustris* nicht hoch von Geburt, sondern angesehen. — de honoribus patris consulere heißt nicht, über des Vaters Ehrenbezeugungen ratschlagen, sondern wegen des Leichengepränges seines Vaters anfragen. K. 9. darf multa Antonio, *dum* interfectores vlciſceretur, multa Lepido conceſſiſſe, er habe viel dem Antonius, da er *in Begriff* war, seinen Vater an seinen Mördern zu rächen, viel dem Lepidus eingeräumt, nicht übersetzt werden: sondern so: er habe manches dem Antonius und manches dem Lepidus hingehen lassen, nur um an seines Vaters Mördern sich zu rächen, dum für dummodo. Ebendaselbst ist *modeſtia* erga ſocios nicht Bescheidenheit, sondern Mäßigung, moderatio. (Indessen ist der Unterschied dieser beiden Begriffe oft so unmerkbar, daß der ein sehr scharfes Seelenaug haben muß, der ihn sehen will.) Von S. 37. an wiegt der Verf. die Kräfte eines Uebersetzers ab. „Nicht der kalte gefühllose Wortklauber, sagt er, nicht der feile Mietling, dem die Thaler seines Verlegers süsser klingen, wie (als) das Saitenspiel des Phöbus, auch nicht der brausende Sturm und Drangreiche Feuerknabe, dem iede

Kapriol

Kapriole seiner auf Stelzen wandelnden Zunftgenossen Siegel erhabener Urgenieschaft ist, sondern der ist zum Uebersetzer der Alten berufen, der mit ihnen von vieljährigem vertrautem Umgange bekannt ist, mit ihnen der Natur und Vernunft opfert, von ihnen zu hohen Gedanken und Empfindungen und zu edeln Thaten begeistert wird, und dem uneigennützigen Drange, was er von ihnen gelernt hat, zu erzählen, nicht widerstehen kann. " Ferner stellt der Verf. den übereilten Entschluß des H. B. in seiner Blöse dar, weil er alle Klaßiker liefern will, da doch mancher wackre Mann nicht einmal den gut übersezt, den er sich doch gewählt hat. An den Tacitus hätte er sich gar nicht wagen sollen, denn dieser ist nicht für ihn. Ein kleiner Ausfall auf den Stolbergischen Homer. Bodmer hat dem Griechen die Hoheit und die edle Einfalt abgehorcht, und sie in seine Kopei übergetragen. Stolberg würde glücklicher den Virgil (wir zweifeln sehr, da er selbst, wie wir gewiß wissen, den Virgil zu übersetzen, für schwerer hält, als den Homer) Bürger den Ovid gewählt haben. (Das Lezte wird der Kenner ebenfals nicht zugeben. Je ungezwungener, simpler, natürlicher das Original ist, desto leichter wird es zu kopiren sein. Ist das beim Ovid? Beim Properz? u. s. w.) S. 48. ist der Karakter des Tacitus schön geschildert. Tacitus S. 50. ist reich an Gedanken, äusserst sparsam an Worten. Sein Uebers. ist mehr als sparsam, ist knauserisch; er wetteifert nicht nur mit seinem Original, sondern mit seinem Latein,

und

und zwingt teutsch in lateinische Form. Er hätte S. 52. die Kürze des Tacitus, nicht die Kürze seiner Sprache zu erreichen suchen sollen. Daher ist seine ganze Uebers. voller Latinismen. Beispiele von S. 52 — 57. — Endlich der Ton seiner Uebersetzung ist mehr Karrikatur, als Bild des Originals. T. geht immer den Gang des Mannes und des Philosophen. Selbst, wo er niedrige und böse Menschen schildert, wird er nie niedrig und pöbelhaft. Raschheit und Energie sind bei ihm natürlicher ungezwungener Erguß einer kraftvollen männlichen Seele. Hingegen der Gang des Uebers. ist meist das Jagen eines schwärmenden Renomisten, seine Stärke, Ueberspanntheit, seine Energie, Derbheit, und nicht selten schlammigt. Z. E. K. 17. *exercitas aestatis* Schurieglereien des Sommers. Ist das Ton eines Mannes, der am Hofe lebt? Auch zu buntscheckigt ist der Stil und mit neuen, sonderbaren Wörtern durchschossen. Und woher kommen alle diese Flecken und Mängel? Daher, weil er in diesem Fache noch Neuling ist, und sein Original noch lange nicht genug studiert hat, und blos die zu liefernden Alphabete gegen die Zeit, nicht seine Kräfte gegen den Schriftsteller abwiegt. — S. 66. von Herr Bergsträsser und Herr Ostertag. Sie mögen H. B. an philologischen Kenntnissen überlegen sein, aber an Genie, Geschmack und Kenntniß der teutschen Sprache stehen sie gewiß unter ihm. (Von Herr Bergsträsser kann das lezte wohl gelten, ob aber von Ostertag? daran ist sehr zu zweifeln.) Es ist ebens

falls nicht wol gethan, daß diese Männer alle lat. Klaßiker liefern wollen. Wozu einen Justin, Velleius, Florus, Eutropius? — In der Folge wird Teutschland noch bessere Uebersetzer ziehen, als es iezt schon hat. S. 72. Etwas über die Aesthetiker. S. 73 — 76. werden die Brieglebischen Vorlesungen beurtheilt. Voß und Gedicke erhalten verdientes Lob.

Von S. 81. bis 107. folgen einige allgemeine Anmerkungen über das Uebersetzen, welche mit tiefer Einsicht in den Geist der alten Klaßiker und ihrer Sprache geschrieben sind. — Jeder alte Schriftsteller muß schon dadurch verlieren, daß man ihn eine andere Sprache reden läßt, als die seinige, die ihn doch allein kleidet. — Wer kann ferner den Fond der Gedanken, wenn er griechisch und römisch ist, mit dem teutschen Gewande ie ganz verhüllen? — Ferner legt das Mechanische der Sprache dem Uebers. immer die schwersten Fesseln an. Indessen hat und behält der Teutsche auch hierinnen mit seiner Sprache vor andern Nationen den Vorzug. Wie muß sich z. E. der Franzose geberden, wenn er auf ein zusammengesetztes Beiwort stößt! Der Teutsche kann sie glücklich nachbilden. (Beweise davon findet man genug im Stolbergischen und Vossischen Homer.) Auch kommen wir in der Konstruktion der Participien dem Griechen ziemlich nahe. (Bei Dichtern laß ich das gelten. Bei Prosaisten, besonders beim Plato und Xenophon, welche

welche ihre Perioden mehr ründen, schmiegen, und durch Hülfe der Participien zusammendrängen, kann ich es nicht durchgehends zugeben.) Auch das Idiotische der griech. Sprache macht einem Uebers. entsetzlich viel Mühe. Doch ist auch dem Teutschen die Freiheit erlaubt, die sich Cicero und Horaz hierinnen genommen haben. Ich kann es aber nicht billigen, sagt der Verf. S. 94. sehr wohl, wenn man will, daß sie (die Idiomen) der Uebersetzer ohne Einschränkung vermeiden oder tauschen soll. (Hierzu gehört ohne Zweifel die genauste Kenntniß beider Sprachen, und der allerfeinste, allerrichtigste Geschmack. — Die Lenkung und Verwicklung der Perioden ist eine nicht minder gefährliche Klippe, an welcher ein Uebers. leicht scheitern kann. Z. E. Bahrd wollte mit dem T. das ganze zweite Kapitel in einem Odem hersagen. Auch dem Gr. von Stolberg (S. 95.) sieht mans an, daß er den Gang des Vaters der griechischen Harmonie gerne gehen möchte. Seine öftern Spondaiker hat er. Aber selbst weder Schwung, noch Klang, noch Periode. Sein geknickter und gequetschter Vers windet sich, wie eine getretne Schlange, die gerne weiter möchte und nicht kann. Wie viel mehr Strom und Vollton und Fall hat, seiner Härten ungeachtet, nicht Bodmer! „Man sieht es sehr oft, daß der Verf. ein Schweitzer ist.) — Bildliche Ausdrücke (nemlich wenn sie in der Uebersetzung keine unangenehme Nebenidee erregen) muß iede Kopie nachschaffen. Steinbrüchel übersetzte z. E. das (ελιτοεσσα ἐυδια des Pindar durch

onigte Heiterkeit; allein Gedicke wollte die Meta-
her mildern, und gabs durch honigte Wonne. Wür-
e ſich eine fatale Nebenidee bei der teutſchen Ueberſ.
. E. von βους, μοσχος, iuuenca von Mädchen ge-
raucht aufdringen, ſo tauſche er Wort um Wort,
Bild um Bild, Metapher um Metapher, ie näher
em Original, deſto beſſer, wenn er das Anſtößige
adurch vermeiden kann. So veredelte Ramler in
einer Nachahmung das unbeſtimmte *hinnuleo* des
oraz durch: leichtes, flüchtiges Reh. Allein Voß
ehält das homeriſche συβωτης Schweinhirt bei.
iegt aber das Widerliche in dem Fond der Begriffe,
o muß es der Ueberſetzer beibehalten. Z. E. Virg.
Aen. 3, 632. dachte ſich bei dem *eructans* nicht
mehr und nicht weniger, als was ſich der Teutſche
bei ſpeien denkt. Endlich darf nichts von allem,
was Sitten, Gebräuche und Nationalton betrift,
in moderne Formen umgegoſſen werden. (So ließ
z. E. Damm in ſeinem Homer Kammeriungfern,
iunge Herren und Damen auftreten.) ſo wie es un-
angenehm iſt, wenn man Griechen und Römer, wel-
che die einfachſte Etikette hatten, ſich nach der teut-
ſchen bequemen und ſie gegeneinander ſo artig thun
ſieht, als wenn ſie ihr Lebtag unter teutſchen Adel
gelebt hätten. — Den Beſchluß dieſer leſenswer-
then Schrift macht ein Aufſatz aus d' Alemberts
Verſuch über die Kunſt zu überſetzen.

In.

XXXVIII.

Prolusio Scholastica de germanicis veterum auctorum in universum et figillatim de T. Livii quas vocant versionibus — *M. Sam. Beni. Reichel.* III. Gymn. Frid. Director. Altenbg. 1781. 15 Seiten in 4.

Dieß ist der Titel des Progr., in welchem der Hr. Dir. in einer sehr guten Schreibart, die an dem Geburtstage des Herzogs zu Gotha, den 30. Jan. zu haltenden Reden ankündigt. Die Gelegenheit, die ihn auf dieses Thema gebracht hat, ist diese: Er verglich bey seinen Vorlesungen über den Livius, nicht allein die Ausleger desselben, den Gronov, Drackenborch, Ernesti, sondern auch die Uebersetzungen, so viel er deren auffinden konnte. Hierdurch kam er auf die Gedanken von den Uebersetzungen der Alten, die er hier vorträgt. Nachdem er überhaupt die verschiednen Urtheile, die für und wider dergleichen Arbeiten je u. je sind gefällt worden, angeführt hat, erklärt er sich für dieselben. Er beruft sich auf die Beispiele der alten Römer, welche die Griechen zu übersetzen pflegten, und auf die Franzosen, Italiener und Engländer, welche viel Fleiß und Mühe auf die Uebersetzung der Alten wendeten. Warum sollten das nicht auch die Deutschen thun? Er zeigt, daß diese Beschäftigung für den, der sie treibt, von grossem Nuzen, und daher in Schulen fleißig anzuwenden sey,

weil sie auf den Schriftsteller aufmerksam mache, und dem wahren Verstande seiner Worte recht nachdenken lehre; da, wie Plinius sagt, quae legentem fallunt, transferentem fugere non possunt. Er zeigt aber auch, daß gut geschriebene Uebersetzungen, das ist, solche, welche den Sinn und die Worte des Auctors sowol treu, als der Natur unserer Sprache gemäß darstellen, einen allgemeinen Nuzen haben. Was er hierbey von den Erfordernissen eines guten Uebersetzers sagt, ist zwar bekannt, aber man lieset eine so nöthige Sache gern mehrere male, wenn sie so gut gesagt wird, wie hier geschieht. Bey der Anführung verschiedener guten deutschen Uebersetzer, z. E. Abbt, Goldhagen, Heinz, Patzke, Müller, Küttner, Diez, haben wir zwar ungern einige vermißt, beruhigen uns aber darinnen, daß der V. sie nicht aus Geringschätzung verschwiegen hat. Den Nuzen solcher Uebersetzungen setzt der Hr. Dir. darinnen: 1) daß die deutsche Sprache dadurch gebildet und bereichert werde; 2) daß die Empfindung des Schönen unter den Deutschen befördert werde; 3) daß nüzliche Kentnisse in allen Arten von Wissenschaften unter denenjenigen, welche die alten Sprachen nicht verstehen, und folglich die Originalwerke nicht lesen können, ausgebreitet werden; 4) daß schwere Stellen der Alten durch die Vergleichung ihrer Uebersetzungen erleichtert werden; wie z. E. Joh. Freinshemius, den wahren Sinn mancher dunkler Stelle des Tacitus durch die Vergleichung der franz. ital. engl. deutschen und spanischen Uebersetzung desselben fand. Nach diesem Exempel wollte Hr. V. auch die Uebersetzung

setzungen des Livius vergleichen, und suchte deswegen sich mit denselben aus Fabricii Bibliothek bekannt zu machen. Hier fand er verschiedene weggelassen, daher er das Fabricische Verzeichniß ergänzt, und zu den daselbst erwähnten noch hinzusetzt: die französische des Guerin Haag 1740. in 12. eine englische, London 1745. 8. Die zweite, (1507. Fol.) und siebende (1562. Fol.) Straßburger; die dritte, vierte und fünfte Mainzer, 1514, 1523. 1533. Fol. Die neue Wagnerische, Lemgo 1776. ff. 8. und die des Materni von Cilano, Hamb. 1777. 8. Er gesteht, daß er bey allem Fleiße, den er auf die Vergleichung derselben gewendet, nichts damit gewonnen, als daß er die Annehmlichkeit empfunden, welche die Betrachtung der verschiednen Schreibarten zu gewähren pflegt. Um den Lesern einen Theil davon empfinden zu lassen, setzt er eine Stelle des Livius B. 5. Kap. 51. nach dem Drackenborchischen Texte hin, und darunter die franz. Uebers. des Blasii de Vigenere, die alte deutsche Schöfferlinische, die deutsche Wagnerische, die deutsche des Materni a Cilano, und fällt zum Beschluß das Urtheil: daß die franz. mehr Umschreibung, die alte deutsche zu weitschweifig, dunkel und holpricht, die Wagnerische fliessend und deutlich, aber nicht sorgfältig gnug in der Wahl des angemessenen Ausdrucks, sey, die Cilanische zwar die Livische Schreibart und Sinn ziemlich erreiche, aber mit unter etwas hart sey: worinnen ihm die meisten Leser beystimmen werden, welche auch bekennen werden, daß sie dieses Programm mit Vergnügen gelesen haben. L.

XXXIX.

Sacra paſchatis pie celebranda ciuibus indicit academia Ienenſis. 1782. *Pacis Dei omnem exſuperantis mentem Philipp IV, 7. notio euoluitur.*

Herr Prof. Blaſche, der Verfaſſer dieſer Schrift, wie wir aus einer in ihr vorkommenden Aeuſſerung deſſelben abnehmen, führt zwo Erklärungsarten von der benannten Schriftſtelle an: die eine, welche behauptet, daß hier Friede Gottes, ſo viel als ſanfte auf wahren Glauben an Chriſti Verdienſt gegründete Gemüthsruhe ſey; die andere, welche vom Chryſoſtomus herſtammt, auch vom Grotius angenommen wurde, die den Frieden Gottes für einerley hält mit göttlicher Huld gegen die Menſchen um Chriſtus willen. Hr. B. giebt ſeine Stimme für die leztere aus folgenden Gründen:

Die Hauptabſicht des Apoſtels ſey, ſeine Philipper zu ermahnen, daß ſie ſich nicht durch Beleidigungen und Leiden um Chriſtus willen ſollten muthlos machen, ermüden und zum Abfall von der chriſtlichen Religion verleiten laſſen. Weil nun zu ſolcher Standhaftigkeit der ſich ſelbſt gelaſſene Menſch ohne Beyſtand Gottes nicht vermögend wäre, ſo bitte der Apoſtel, daß der Friede Gottes ihre Herzen und Sinnen bewahre in Chriſto Jeſu, oder im veſten Glauben an Chriſtum und ſein Evangelium.

Kann dieſe Verwahrung für den Abfall von Chriſto durch iene erquickungsvolle Seelenruhe, die dem

wahren

wahren Glauben an das Verdienst Jesu eigen ist, bewirkt werden; und ist auf diesem zufriedenen Seelenzustand der Ausspruch des Apostels anwendbar, er sey höher denn alle Vernunft? Beedes verneint Hr. B. und beruft sich in Ansehung des erstern Falls auf die gleichstimmige Urtheile eines Pierce und Erneſti und auf die Wahrheit, daß die Gläubigen aus Gottes Macht durch den Glauben bewahret werden zur Seligkeit, folglich nicht durch die ermeldte angenehme Empfindung der Seele. (Wenn der Allmächtige den Christen standhaft erhält, so fragt sichs, durch was vor Mittel wirkt er? Hr. B. antwortet, durch den Glauben. Dieser aber gehört in der gegenwärtigen Paulinischen Stelle zur Absicht, wie der Hr. V. selbst vorläufig bemerkt hat. Man kan nicht sagen, wir werden durch den Glauben im Glauben bewahret.) Was den letztern Fall in der obigen Frage betrift, so habe schon Erneſti sehr wohl erinnert, daß Friede Gottes, so viel als angenehme Seelenempfindung, nicht unbegreiflich sey; dann diese werde erfahren, man kenne ihre Ursache, verstehe die Art, wie sie hervorgebracht und unterhalten werde und was sie vor Folgen habe (es könnte doch einiges bey dieser Empfindung unbegreiflich seyn, z. B. die Beschaffenheit des Grads, der diese von andern angenehmen Empfindungen aus irrdischen Anläßen unterscheidet; was ausser dem Einfluß heilsamer Wahrheiten in die Seele des Menschen Gottes Wirkung dabey sey ꝛc.)

Nach dieser Prüfung der einen Meynung werden nun Gründe zur Bestätigung der andern vorgetragen, daß nämlich durch Frieden Gottes, dessen Gnadenerweisungen gegen die Gläubigen um Christi willen bezeichnet werden. Zuerst wird bemerkt, daß die Prädicate, ist höher denn alle Vernunft, bewahrt Herzen und Sinnen, der erst erwähnten Bedeutung angemessen sind, dann folgt eine Untersuchung der Ursache, warum der Apostel Paulus das Wort, Friede, gewählt habe, um damit die Gnade Gottes durch Christum anzudeuten? (Gewiß eine nöthige Beschäftigung, die dem Schriftausleger wichtig seyn muß, aber freilich zur Beschämung solcher Herren, die blos mit Machtsprüchen entscheiden wollen.)

Das Wort, Friede, ist, nach des Herrn B. Angabe, aus der Opferverfassung zur Zeit des A. T. hergenommen und alludirt insonderheit auf den jährlichen großen Versöhnungstag, an welchem Gott nach vollendeter Dienstfeyerlichkeit des Hohenpriesters sein Wohlgefallen und seine gnädige Gesinnung durch ein öffentliches Zeichen kund machte, zum Beweiß, daß zwischen ihm und dem Israelitischen Volke nach vollbrachter Aussöhnungscerimonie Friede gestiftet sey. Dieß Vorbildliche auf Christum und seine Gnadenoekonomie, angewendet, erweckt die Vorstellung: Gleichwie ich, der Jehovah, vom Gnadenstuhl der Stiftshütte jährlich den Israeliten Friede und Gnade angekündigt habe: so soll der

Meßias

Meßias in meinem und seinem Nahmen ewigen Frieden allen denen verkündigen, welche an ihm als den Heyland der Sünder, glauben, und durch ihn selig zu werden suchen.

(So scheinbar die von dem Herrn B. vorgetragene Meynung ist, so kan ich mich doch nicht überzeugen, daß sie die hermeneutisch richtige sey, auch der andern kan ich nicht beypflichten, sondern glaube, daß eine dritte Erklärung nicht blos statt finden könne, sondern auch den Vorzug behaupte. Der Apostel ermahnt die Philipper mehrmals zur christlichen Eintracht, als K. 1. v. 27. στηκετε ἐν ἑνι πνευματι — K. 2. v. 2. το αὐτὸ φρονειτε, την αὐτην ἀγάπην ἐχοντες, συμψυχοι, το ἐν φρονουντες. K. 3. v. 16. τω αὐτω στοιχειν κανονι, το αὐτο φρονειν. K. 4. v. 2. το αὐτο φρονειν ἐν Κυριω. Daher denn auch K. 4. v. 9. die Redart: ὁ θεος της εἰρηνης ἐσται μεθ' ὑμων überseßt werden muß: Der Gott der Eintracht sey mit euch. Sollte daher nicht v. 7. εἰρηνη auch, Eintracht, bedeuten? und daher in diesem V. eigentlich die Ermahnung enthalten seyn? Göttliche Eintracht bewahre eure Herzen und Gedanken, daß sie gemeinschaftlich auf Jesum Christum gerichtet bleiben. Oder: Göttliche Eintracht erhalte eure Herzen und Gesinnungen vereinigt in Christo Jesu. Erlaubt aber ὑπερεχουσα παντα νουν, diese Erklärung? Ist denn göttliche Eintracht so unbegreiflich, daß sie unsre Einsicht übersteigt? Ich frage dagegen?

Muß

Muß man denn bey der ersterwähnten Redart nur an der Idee haften, welche Lutheri Uebersetzung an die Hand giebt, höher denn alle Vernunft,? νους kan gar wohl nach νοημα 2 Cor. 10, 5. bestimmt werden, und so viel bedeuten, als hochmüthige Speculationssucht, die Quelle der Zwietracht. Wie leicht wird nun der Gang meiner Erklärung: Göttliche Eintracht, welche der aufbrausenden Forschsucht weit vorzuziehen ist ꝛc.? Ists nicht zu verwundern, daß diese ganz ungezwungene Erklärung auch von guten Auslegern verkannt wurde?)

T.

XL.

M. Georg Niclas Brehm, über die gemeinnüzigste Bildung des feinen Bürgers überhaupt, und des iungen Künstlers und Kaufmanns besonders. Leipzig bei Kummer 1782.

Herr M. Brehm liefert hier einen neuen Beweis, daß er die Welt von ihrer rechten Seite betrachtet habe, wenn man ihr durch Gelehrsamkeit, in ihrer Thätigkeit zu statten kommen will, und was er sah, scheint er mit hellen Augen, mit einem warmen theilnehmenden Herzen gesehen und glücklich zur Erhöhung des Wohls seiner Mitbürger benuzt zu haben. Er kündigte durch diese rein und durchaus deutlich und edel geschriebene Schrift seine Sommer-Vorlesungen

sungen an, von deren Einrichtung wir weiter gegen das Ende etwas mittheilen werden.

Die Menge unserer Pädagogischen Geburten fallen genug in die Augen, einige schlecht, einige gut, aber in der Folge verwahrlost. Freilich ist eine Zweckmäsige Erziehung vielen Schwierigkeiten unterworfen; eine der gröstten aber ist wohl diese, daß man ieden iungen Bürger mit der gehörigen Hinsicht auf seine künftige, iedesmalige Bestimmung, in Hinsicht auf die Verschiedenheit des Standes, der Lebensart und der Gewerbe erziehe. Denn welche auffallende Unterschiede treffen wir an, wenn wir Zöglinge als künftige Bürger betrachten! Was für mannigfaltige Lehranstalten machen diese schon nöthig! Allein unsere Schulen befriedigen iene Bedürfnisse noch nicht, wie sie doch ihrer Bestimmung gemäs seyn solten.

Man findet zweierlei Schulen; allgemeine, die man Volks- und NationalSchulen nennen kan, und dann gewisse besondere Lehranstalten, die für einzelne Lebensarten, Gewerbe und Stände bestimmt sind. Jene, wo alle auf gleiche Weise erzogen werden, sind brauchbar bis zu einem gewissen Scheidewege, wo die künftige Bestimmung die Zöglinge abruft — und hier zeigen sich denn die grosen und traurigen Lücken im Schulwesen. Diese reichen wenigstens zu einem Zweckmäßigen Unterrichte des Kaufmanns, des iungen Künstlers und seinem Bürgers

gers noch bei weitem nicht hin, so gut auch für den Kriegsmann und eigentlichen Gelehrten gesorgt worden ist. Denn die Handlungs-Institute schränken sich doch fast immer nur auf gewisse, einzelne Orte und Gegenden ein und fehlen, wo sie am nöthigsten wären, gänzlich. (Die Handlungs-Akademie in Hamburg hat einen weitläuftigen Plan bisher glücklich ausgeführt und diß — wer solte es von Hamburg glauben? — diß alles ohne Hamburgs Unterstützung!) Ein anderes Uebel in Ansehung der Schulen für Kaufleute und Künstler ist dieses, daß sie fast immer Privatsache sind und also selten oder nie Festigkeit und Dauer haben. Der vornehmere junge Bürger aber hat gar nichts zu seiner Bildung der Sitten und der schönern Wissenschaften, auser etwann die Lectüre und den Umgang. Wie gefährlich beide, ohne einen schon bestimmten Character werden können, lehrt die Erfahrung. (Recensent kennt mehr als einen Jüngling, der durch das Lesen solcher Schriften, die ihn bilden sollten, ein Empfindeler, Schwärmer und junger Taugenichts; und durch das Besuchen gewisser Gesellschaften in eben der Absicht, ein höchst beiammernswürdiger Spieler wurde.) Da nun für die Bildung des Landmanns und Handwerkers, des Künstlers und Kaufmanns, und überhaupt des feinern Bürgers so wenig noch gesorgt ist; so wäre vielleicht der sicherste Weg, wenn einzelne Männer sich ihren Unterricht zu einer Nebenbeschäftigung machten, und für die künftige Bestimmung derselben einzelne besondere Vorlesungen hielten. In

jedem

jedem Flecken gibt es ja junge und alte Gelehrte, Kandidaten, Aerzte, Rechtsgelehrte oder wenigstens Prediger, die einige müßige Stunden dazu verwenden könnten. (Ja! Freund! ihr Vorschlag macht ihrem Herzen eben so viel Ehre, als ihrem Verstand; aber — vielleicht kennen sie unsere studierte Welt in kleinen und gröſſern Flecken doch noch nicht genau genug; noch nicht genug unsere nur zum Predigen rüstigen Kandidaten die auser ihren dogmatisch. homiletischen Heften nichts mehr lesen als —; noch nicht genug unsere Juristen, die lieber den Bauer und Bürger auszuziehen, als ihn zu unterrichten suchen; noch nicht genug unsere Männer mit Krägen, die sich in ewiger Ruhe gütlich thun und höchst selten ihre eignen Kinder einer Mühe würdigen; noch nicht genug unsere höhern Obrigkeiten, denen Helvetius am Ende seines Buches ihr Lob in diesem Stücke nach Verdiensten gesungen hat. Viele haben Muth und Kraft genug zu wirken, aber, ach! die Hülfsmittel! die Entgegenwirkungen! Jene fehlen ganz, diese dringen sich von allen Seiten herzu. Vielen, die alles hätten, fehlt Methode, fehlen Sitten! Mancher Candidat, Amtmann und Pfarrer — könnte er nicht mit seinem Wandel beweisen, daß er in Grönland oder Neu-Seeland den Schatz seiner guten Sitten, seiner Einsichten und seines Geschmacks an Kunstwerken aufgefunden habe? Sich zu mästen ist ihre Losung und über diejenigen zu schielen, die wie andere Menschen-Kinder im Schweis ihres Angesichts, Gott und der Welt durch Unterricht dienen, das Werk ihrer Augen.

Diß

Diß ist das Resultat meiner wenigen Beobachtungen, die ich aber nicht zum Nachtheil der seltenern Männer, welche als Kandidaten, Amtleute, Pfarrer und Räthe ihrem Stande und der Menschheit Ehre machen, niedergeschrieben haben wolte.

So weit von dem Mangelhaften dieser Institute: Der Hr. Verfasser sucht durch öffentliche Vorlesungen in Leipzig das Seinige als ein biederer Mann, zur bessern Bildung des jungen edlen Bürgers überhaupt, als auch insbesondere des Kaufmanns und Künstlers beizutragen, und bringt deswegen die ihnen vorzüglich nüzlichen Wissenschaften in Vorschlag. Mit Recht setzt er die Erdkenntniß und Geschichte, für junge Bürger eben an. Wir unterschreiben die Herzerhebende Lobrede, die er diesen Wissenschaften macht, mit Freudigkeit, und beiammern um so viel mehr die Studierenden, welche auf Akademien, eher alles, nur nicht Geographie und Geschichte hören. Gibt es doch noch so gar Akademien, wo an die erstere gar nicht gedacht wird, sie vorzutragen. „Bessere Einsichten in Geschichte und Geographie gäben „vielleicht unserer heutigen verderblichen Lectüre eine „andere Richtung! vielleicht wäre sie noch am ehesten im Stande, so viele kranke Jünglinge und Mädgen von Schwulst, von Beulen und Dürrsucht der „elenden Romane zu heilen.“ Gott Lob! doch abermals ein Wort geredet zu seiner Zeit von einem Manne!

Natur-Geschichte und Naturlehre sind dem Hrn. V. nicht minder für ieden jungen Bürger sehr wichtig.

tig. Die Betrachtungen ihrer Reize lohnen noch überdiß mit den dargereichten Mitteln unser ökonomisches und bürgerliches Leben zu vervollkommen; sie führen uns zu einer richtigen Schäzung unser selbst, und erfüllen uns mit vernünftigen Begriffen in Ansehung des Schöpfers. (Recensenten war es immer was entzückendes wahrzunehmen, wie mit dem Studium der Natur, auch die natürliche Religion allmählig wieder empor kam und die heischern Stimmen ihrer mit Mistik und Allegorien gepfropften Feinde, verstumten.)

Die Vernunft und Sittenlehre sollten ebenfalls für ieden iungen Bürger zwei sehr heilige Wissenschaften seyn. Man wird sich leicht vorstellen, daß der Hr. V. unter der Ersten kein schimmerndes Gebäude von Subtilitäten, von barbarischen Kunstwörtern, und unverdauten Hypothesen der Gelehrten verstehe, sondern eine Logik, die ihrem Bürger allerdings bei tausend Gelegenheiten gut zu statten kommen müste; die keiner von den bittern Vorwürfen trift, welche man ihr heut zu Tage — grösstentheils mit Recht — zu machen pflegt. Des Hrn. V. Moral aber soll das für das Herz seyn, was iene für den Verstand ist. Man merkt es an der Wärme, mit der er von der Moral spricht, daß es seine Lieblings-Wissenschaft seyn mag. Es schmerzt uns diesen §. nicht ganz abschreiben zu können; mit der Liebe eines Gellerts spricht er von ihrem Werth und mit dem edlen Unwillen eines Helvetius von ihrer Verachtung. — Mit den Schönen Wissenschaften und

der deutschen Sprachlehre schließt Hr. M. Brehm das Fach der Kenntnisse seines feinern Bürgers. Er ist hier billig in seinen Anforderungen und schränkt sie auf Beredsamkeit und Dichtkunst ein, auf Bekanntschaft mit den ästhetischen Grundsätzen, mit den Schönheiten einzelner vorzüglicher Werke der prosaischen und dichterischen Muse. Ein Mann von Geschmack — wer will es heut zu Tage nicht gerne seyn? — Die deutsche Sprache besser zu erlernen, verbindet uns Vortheil, Ehre und Vaterland! Die bereits gemachten Verbesserungen sind noch zu wenig im Umlauf und damit sie es werden, muß der Jüngling bessern Unterricht darinnen erhalten. Sachsen, das ein verdientes groses Compliment bei dieser Gelegenheit bekommt, solte in seiner Ausbildung derselben auch fernerhin mit seinem guten Beispiele, wie in so vielen andern Wissenschaften, vorangehen. Es liesen sich diese genannten Wissenschaften, so der junge edlere Bürger nöthig hat, leicht noch mit andern vermehren, weil sie aber theils zu allgemein, theils zu speciell sind, so überging der Hr. V. dieselben mit Recht, zumal in der wissenschaftlichen Bildung des jungen Künstlers und Kaufmanns ohnedem noch manches vorkommen muste, was auch für jenen dienlich ist. — Also vom jungen Künstler „der, durch Talente entflammt, durch edlen Stolz und patriotischen Eifer für das Schöne beseelt, den Gipfel der Vollkommenheit sucht," wünscht er diejenigen Wissenschaften, die eigentlich allen Künstlern gemein sind, getrieben; dazu rechnet er die Aesthetik, oder die allgemeine Philo-

Philosophie des Schönen. Wir bedauern, daß uns der Raum dieser Blätter so sehr einschränkt, daß wir die vom Hrn. V. so bescheiden angegebenen Verhältnisse des Gelehrten und des Künstlers hier nicht, ausheben können. „Ueber das Allgemeinere hin sollte „sich der bloße Gelehrte in den Künsten nicht wagen; „weil das Speciellere und Einzelne zu viele practische „Einsichten und Erfahrung verlangt, die nur der eigentliche Künstler besizt: hingegen sollte man auch „die allgemeinen Theorien des Weisen nicht gänzlich „verachten." (Eine schöne Stelle von dem, was der Philosoph und der Künstler für Obliegenheiten bei den schönen Künsten und Wissenschaften haben, findet sich in Sulzers ersten Bande seiner vermischten philosophischen Schriften, von der Kraft, (Energie) in den Werken der schönen Künste Seite 131. — Eine Encyclopädie der schönen Künste und Wissenschaften zusammen, oder eine historisch-artistische Methodologie, wird dem jungen Künstler empfohlen, weil er wenigstens eine leichte, historische Aussicht über alle Zweige der schönen Wissenschaften und Künste sich verschaffen mus. Eine allgemeine historische Darstellung, die die ersten Grundzüge aller schönen Wissenschaften und Künste im Zusammenhange enthielt, wäre dazu vortreflich. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist für den Künstler die Geschichte der Kunst; nicht aber nur die Kunstgeschichte überhaupt, sondern auch die Geschichte ihrer einzelnen Fächer insbesondere; Eine artistische Statistik, oder richtige Abbildung von der iezigen Verfassung

der Künste. Hier stimmen wir dem Hrn. Verf. vollkommen bei, daß Künstler weit vortheilhafter reisen und in ihrer Kunst glücklicher seyn würden, wenn sie zu vor auf eine zweckmäßige Weise unterrichtet wären, was sie hie oder da vorzüglich zu suchen und zu sammlen haben. Und wie reizend müste ein solcher Unterricht für Lehrer und Zuhörer seyn. Sich im Geiste hinzuschwingen unter die tausendfachen Schäze Cassels, Braunschweigs, Berlins, Dresdens und anderer durch die Kunstkammern ehrwürdigen Städte! Des iungen Künstlers Herz muß dann immer gieriger nach ihnen werden, und wird alsdann, wenn andere unzubereitete in iene zahlreichen Cabineter, wie in ein Labyrint treten, viel leichter sich in deren Einrichtung und Beobachtung der besten Stücke finden können.

Was der Herr V. von den Uebersezungen und Zergliederungen einzelner Kunstwerke für Jünglinge sagt, verdient die gröste Aufmerksamkeit. — Seite 37 wendet sich Herr M. B. zu dem eigentlichen Kaufmann und empfiehlt ihm seine eigenen, nöthigen Wissenschaften. Es wird selten dieser Stand so richtig geschäzt, selten mit einem so gerechten Beifal gepriesen werden, als es Herr Brehm gethan. Der Herr V. konnte hier nur von den Wissenschaften des Kaufmanns reden, in die sich endlich alle Arten der Handlung verliehren. Doch sezt er auch hier schon die ersten, allgemeinen Kenntnisse desselben voraus, und redet nur von denen, die zugleich auch eine Sache des Gelehrten seyn können; dahin

rechnet

rechnet er nun die 1) ökonomische Statistik, und versteht darunter „eine hinlängliche Beschreibung von den mancherlei rohen Produkten und Geschenken der Natur, mit denen sich die Handlung entweder näher oder entfernter beschäftiget; eine Abbildung von den mannichfaltigen Bemühungen der Menschen, wodurch diese Produkte erzeugt, gewonnen, und aus dem gröbern bearbeitet werden; und zwar dieses alles zugleich auch in Hinsicht auf die verschiedenen Länder und Staaten. 2) Die bürgerliche Statistik, darunter begreift er „eine Abbildung von der Verfassung der Welt, in wiefern sie sich mit der fernern Bearbeitung und der eigentlichen Veredlung der rohen Naturprodukte abgiebt. — Die Handlungsstatistik, d. i. eine Beschreibung von der Verfassung und dem Zustande des Handels in den heutigen vorzüglichsten Staaten, hält der Herr V. für einen der am wenigsten entbehrlichen Theile des Kaufmanns Studiums. Diese bildet eigentlich den grosen und thätigen Kaufmann, der bei seinen Geschäften zugleich immer das Ganze übersieht, diese gibt ihm die schönste Zierde und Vergnügen.

Endlich ist ihm eine statistische Beschreibung des heutigen Münzwesens, der Maase und Gewichte in den verschiedenen Reichen und Staaten, sehr wichtig. Allerdings wären diese Wissenschaften sämtl. dem jungen edlern Bürger zu wünschen, und Heil dem biedern Manne, der zweckmäsig dazu wirkt; aber wie langsam wird es gehen bei der gegenwär-

tigen Einrichtung der höhern und niedern Schulen, wo die schönen Wissenschaften als Feindinnen der Welt, der Frömmigkeit und die Kaufmannschaft als ein sündhaftes Gewerbe öfters pflegt verschrieen zu werden; Statistik — ia! unbekannte Schöne, wer kennt in Schulen, wer auf vielen Universitäten deine ganz eigenen Reize?

In freien Vorlesungen nun (denn der Herr V. will nicht ein neues Institut hiemit errichten), die ohne gelehrtem Wust iedem edlen Jünglinge faßlich sind, will Herr M. B. den iungen Bürger überhaupt, mit fruchtbaren Kenntnissen des Lebens; und mit Liebe des Guten, Wahren und Schönen erfüllen; und was besonders den iungen Künstler und Kaufmann betrift, ihm wenigstens brauchbare, historische Nachrichten für seine Bestimmung geben.

P.

XLI.

Alexander Popes freundschaftlicher und litterarischer Briefwechsel. Erste Abtheilung. Aus dem englischen übersezt. Nürnberg im Verlag der Bauerischen Buchhandlung. 151. S. in 8.

Die prosaischen Briefe Pope's sind bisher unübersezt geblieben, obgleich seine poetischen Schriften verschiedentlich dies Schicksahl gehabt haben. Und doch

doch enthalten sie verschiedene Nachrichten, die einem Liebhaber der englischen Litteratur nicht gleichgültig sind. Die Characters der verschiedenen Personen, deren Briefe hier und in der Folge geliefert, lassen sich, so wie ihr Privatleben am sichersten aus solchen, ursprünglich nicht für das Publikum bestimmten Aufsätzen am besten abnehmen, und ich hoffe, daß aus diesen und verschiedenen andern Gründen, dieser Briefwechsel vielen Lesern ein angenehmes Geschenk seyn wird. In dieser Abtheilung ist die Correspondenz Pope's mit Wycherley, Walsch und Cromwell enthalten. Die folgenden Briefe, müssen noch weit interessanter werden. Mit Wycherly wechselte Pope in seiner frühesten Jugend Briefe. Er war sechzehen, Wycherly ohngefähr siebenzig Jahre alt. Pope's Briefe gefallen. Sie sind voll Leichtigkeit und angenehmen Witzes, voll nüchtern Sinnes und reiser Urtheilskraft, die gegen die gesuchte Affectation die in Wycherly's Briefen herrscht, ausserordentlich hervorsticht. Wycherly hatte dem Pope seine Schriften zur Durchsicht und Verbesserung übergeben. Und da ist nichts feiners, als der Ausdruck und die Wendung mit der Pope, lauter Wahrheit, seinem durch Jahre ehrwürdigen Freunde, Fehler entdeckt." Sie wünschen, heißt es im eilften Brief, daß ich aus dem ersten Band Ihrer Miscellaneen, wo möglich, diejenigen Stücke aussuchen möchte, die eine hinlängliche Veränderung annähmen, um aufs neue zu erscheinen. Ich bin zweifelhaft, was Sie hierunter eigentlich verstanden. (haben); ob es war: die beste

sten Verse solcher Gedichte auszulesen, als z. E. über die Eitelkeit der Geschäfte ꝛc. Den Plan und das Sylbenmaas zu berichtigen und die Wiederhohlungen zu vermeiden? Denn ob ich gleich (nachdem ich sie in dieser Absicht nochmals durchlesen) (durchgelesen habe) glaube, daß sie eine solche Aenderung mit Vortheil annehmen würden: so würde die Aenderung doch nicht hinlänglich seyn, daß nicht jedermann gleich bey dem ersten Anblick sie für die vorigen erkennen würde. Oder ist ihre Absicht die schlechtesten Stücke zu verbessern? Sollen sie dadurch ganz gut gemacht werden; so würde dieses viele Zusätze und größtentheils eine gänzliche Umarbeitung erfordern. Oder meynen Sie endlich blos die Mittelgattung, nehmlich die Lieder und verliebten Gedichte? Denn diese bedürfen blos, daß man sie abkürzt und die Wiederhohlungen wegläßt. Die Worte würden dabey sehr wenig von dem unterschieden seyn, was sie zuvor waren. Ich bitte Sie, lassen Sie mich Ihre Meynung hierinnen wissen. Denn ich weiß gänzlich nicht, was ich thun soll." u. s. w. Er wünscht dann, daß Wycherley sich mehr mit seinen ungedruckten Gedichten beschäftigen möchte; „Ich sende Ihnen eine Probe von einigen dieser leztern, nemlich die Verse an Herrn Waller in seinem Alter; einige ihrer neuen auf den Herzog von Marlborough, und zwey andere. Ich habe alles gethan, was ich glaubte, das zu ihrem Vortheil gereichen könnte. Einige habe ich zusammengezogen, wie wirs mit Sonnenstrahlen machen, um ihnen mehr Kraft und Stärke zu geben; einige

nige habe ich gänzlich weggethan, wie wir einem Baume Zweige abnehmen, um ihm desto mehr Früchte zu verschaffen. Andere habe ich gänzlich umgearbeitet und ihnen einen poetischen Schwung gegeben. Denn grosse Genies, wie grosse Kaufleute, bekümmern sich am wenigsten ihre Waaren aufzuputzen. Da hingegen Witzlinge und Krämer auf Verzierungen und Aufputz ihre weise Sorgfalt wenden. Sie haben mir aufgetragen, Ihren Kaufladen auszumahlen, und ich habe mein Bestes gethan, Sie so gut als Ihre Nachbarn herauszuputzen. (Wie fein hier die Satyre ist!) Auf das Verdienst des Werkes selbst aber kann ich eben so wenig Anspruch machen, als eine Hebamme auf die Tugenden und guten Eigenschaften eines Kindes, daß sie zur Welt bringen helfen. Die wenigen Stellen, die ich ganz neu hinzugethan habe, werden Sie entschuldigen; sie können solche mit allem Rechte für Ihr Eigenthum annehmen: denn es sind nichts als Funken, die durch Ihr Feuer angefacht worden. Sie können sie auch hinweglassen, wenn Sie glauben, daß Sie Ihren Triumpf verunzieren. —"

Hab ich doch beynahe den ganzen Brief abgeschrieben! Verzeihung, meine Leser, ich dachte, man würde Popen lieber lesen als mich. Wollen wir doch, um das zu beweisen, was ich oben sagte, einige Säze des Wycherly hören: „Durch Ihre Bescheidenheit sagt er zu P. das billige Lob auszuschlagen, das ich Ihnen gebe, machen Sie sich Anspruch auf ein noch gröfferes, wie ein Bischof sein Bisthum erlangt, ob

er

er gleich immer behauptet, er mag nicht Bischof werden. Ich muß gestehn, während ich Ihnen durch meine Lobsprüche misfalle, gefalle ich mir selbst: so wie der Weyhrauch dem Darbringer süsser ist als der Gottheit, der er dargebracht wird, weil diese so weit darüber erhoben ist. „Wie gesucht, wie hervorstechend gegen die Popische Art.

Ungleich interessanter sind die Briefe des Herrn Walsch an Pope. Er ist eigentlich der, welcher Popen zur Schäferpoesie ermunterte. Man findet daher in diesem Briefwechsel, wie sich diese beyden Männer über die eigentlichen Regeln der Schäferpoesie unterreden, S. 103. sagt Walsch: „Ich sehe aus dem Menage, daß Tasso nicht der erste war, der in dieser Gattung schrieb, da er eines vor ihm erwähnet. — Aber wie der Amintas, der Pastor fido und die Phillis von Scyros des Bonarelli die drey besten sind, so glaube ich, ist Amintas ohne Streit der beste von diesen dreyen.“ Aus Pope's Antwort kann man viele wichtige Bemerkungen zu Beurtheilung dieser Gedichte, sammlen. So wie aus einem andern seiner Briefe, manche Beobachtungen über correcte Versification, den Sinn und den Hiatus gezogen, auch wohl auf unsre Sprache angewendet werden können.

Die Briefe an Cromwell'n sind mir die uninteressantesten gewesen.

I. Register,

der in den vier Stücken des ersten Bandes angezeigten Schriftsteller.

Das * zeigt das dritte Stück an.

Abel, J. F. * 91.
Alcäus 465.
Andres, Bonav. 284.
Arnoldi, J. L. Fr. * 26.
Arndt, Gottfr. Aug. 254.
Bauer, Aloys. 240.
Baumgärtner 78.
Bechtold 59.
Beck, Christ. Dan. 148. * 151. 358.
Benner 57. 157.
Bezzel Erh. Chr. 371.
Blasche 508.
Brause J. C. Fr. von * 174
Brehm, G. N. 512.
Briegleb 117.
Burscher * 149.
Carpzov * 69.
Cebes 78.
Chastelain Jo. L. A. A. 379
Christiani J. N. * 140
Contius Chr. Gotth. * 172
Daubrawa Fr. Ant. 239.
Danovius 433.
Degen, Joh. Fr. 446.
Dürr, Paul Casp. * 165
Eck, Joh. 95. 480.
Enger, Joh. Fr. * 120.
Erneſti, Joh. Aug. 66
Erneſti, J. H. M. 436.
Esmarch, H. P. C. * 137
Faber, J. M. 442. 477.
Facius, Joh. Fr. 411.
Filtsch, Dan. * 148.
Fiſcher, Joh. Nep. 234.
Franz, Joh. 366.
Gabler, Matth. 292.
Gedicke, Fr. 467.
Grebel, Ge. Chr. 272.
Griesbach, J. J. 30. 46. * 176.
Gruner, Chr. Gottfr. 463.
Hänel, Joh. Fr. 121.
Harleß, Gottl. Chr. 138. 336. 338. 340. 447. * 33. * 114.
Hay (von) 211.
Haymann, Chr. J. Gottf. * 64.
Hegelmaier 209.

Hering, Dan. Gottl. 319.
Heydenreich, J. B. 82.
Heynatz, Joh. Fr. * 132.
Hirt, J. Fr. 421.
Hocker, Andr. Jac. * 158.
Horaz 92.
Horrer, Joh. Seb. 301.
Jäger, Wolfg. * 129.
Jahn, J. Chr. 119. 428.
Jani, Chr. Dav. 465.
Jenamy, Wilh. * 146.
Jünger, Chr. Fr. 322.
Kapp, Joh. 332.
Kapp, Joh. Ge. * 90.
La motte, Ludw. Alex. 88*.
Leß 56.
Leune, Jo. Ge. Fr. 38.
Lippert, Joh. Bernh. 111
Lochmann, J. M. * 89.
Maier 253.
Mangelsdorf 116.
Matsko 241. 298.
Maurer, Joh. * 33.
Mayer, Joh. Tob. 246.
Mayrn, Joh. B. von 240
Merkel, Ge. Nic. * 129.
Morus, Sam. Fr. Nath. 20. 385. * 41.
Müller, Chr. Gottfr. * 58.
Mudre, J. Fr. 323.
Nodell, Joh. Ad. * 105
Noesselt, Joh. Aug. 397
Oberfeld, Heinr. Fr. 325.
Oberlin, Jer. Ja. 366.
Oertel, Ge. Christ. 337.
Oertel, Heinr. Gotth. 421
Oribasius 464.
Ouvrier 63.
Pabst, J. G. F. 341.
Parrot, Chr. Fr. 52.
Pfeiffer, Aug. Fr. 7. 163
Pfeiffer, Joach. E. 102.
Pisanski, Ge. Christ. * 166
Planer, J. J. * 188.
Pope, Alex. 522.
Purmann, Joh. Ge. 416 430. * 91.
Rasdörf, J. P. 134. 485
Rau, Joh. Wilh. 205. * 14
Reichard, H. Gottfr. * 173
Reichel, Sam. Benj. 219 505.
Richter, Joh. Gottl. 312 323.
Rößler, Christ. Fr. * 162.
Roos, Joh. Fr. 43.
Rosenthal, Gottfr, Er. 248
Rost, Christ. Jer. 271. 308. 330.
Sack, Fr. Wilh. * 183.

Digitized by Google

Saxe, Carl 185,
Schäfer, Joh. Ad. 483.
Scheib, Carl Aug. *37.
Schleſier, Maur. Wilh. 215. 403.
Schleuſner, J. Fer. 438.
Schletz, Joh. Ferd. 459.
Schlichting, Ildeph. 239.
Schmid 202.
Schnitzer, Ge. M. 194.
Schnurrer, Chr. Fr. 448.
Schönburg, Graf v. 95.
Schroeckh, J. M. 487.
Schütze, Gottfr. 375.
Schützinger, Joh. Fr. 74.
Schwabe, Joh. Gottl. S. 100. 461.
Schwarz, Fr. Im. 207.
Schweighäuſer *77.
Sirt, Joh. A. *1. *49.
Snell, Carl Phil. Mich. 143. 377.
Stritter, J. A. 79. *182.
Sulzer, J. G. *187.
Touton, Joh. *133.
Vachiery, Carl. Albr. Edler von, 87.
Velthuſen *53.
Vogler, Ge. Fr. *180.
Voigt, Carl Chriſt. 243.
Wagner 125.
Walch 182.
Wallwitz, Chriſt. Reich. Graf von, 222.
Walther, Carl Gottl. 320.
Waßda, Nic. 273.
Weber, E. A. 30. 46. 129.
Weinreich 480.
Wenk, Fr. Aug. W. 222. 229.
Werner, G. H. 303.
Wernsdorf, Chr. G. 325
Wiedeburg 237 *126 *128
Zandt, C. G. *66.
Zeibich, H. A. *137.
Zeune, J. C. 372. 373.

II. Regiſter der vornehmſten Sachen.

Abendmal, von deſſen Austheilung 217
Achyto 370.
Adonis und deſſen Verehrung * 33.
Aeſchylus mit einer Handſchrift verglichen. 372.
Aeſthetik 519
Achas, König in Juda 13.
ἀλάσωϛ * 130.
Albrecht von Mecklenburg K. von Schweden, wenn er ſtarb * 141.
Alcäus, deſſen Fragmente, 465.
Allegorie, woraus ſie beſtehe * 44. wie ſie zu erklären. * 46.
Anakreon, deſſen 28te Ode. 100. 461.
Analogie, hiſtoriſche, 487.
Anführungen des A. T. im N. * 167.
Apotheoſis, was ſie ſey 209.
Appian, v. deſſ. Werk. * 77. Handſchr. u. Ausg. * 81
Arnold, wie er vom Concordien Werk dachte 207.
Arzt, deſſen Anſehen in Rom in ältern Zeiten * 37. beyderley Geſchlecht. ebend.
Askill. 89.
Aßarhaddon K. v. Aßyrien, 18.
Aſtronomie * 187. ſ. Sternkunde.
Aſtruc, deſſen Meynung von der moſaiſchen Schöpfungs-Geſchichte * 56.
Auferſtehung der Todten 387. Ob ſie von der Auferſtehung Chriſti abhänge. 157.
Begräbniß der Todten älter als Verbrennen 322
Berliner Realſchule, ihre Lectionen * 158.

Bibliſche Stellen.

Geneſ. 1, 56. f.
— 3, 15. 424.
— 20, 16. 38.
2 Sam. 12, 1. f. * 22.
— 10. 321.
1 König. 10, 1. 2, 330.
2 Chron. 9, 19. 331.
Hiob. 4, 17-21. 449.
— 6, 13. 14. 451.
— 11, 10. 11. 452.
— 13, 13-16. 453.
— 15, 20. 454.
— 16, 5. 455.
— 17, 16. 456.
— 20, 19-21. 457.
— 31, 16. 457.
— 33, 25. * 174.
Pſ. 2. 333.
— 6, 3. * 60.
— 35, 12. 440.
— 35, 26. 441.
— 36, 2. 441.
— 51, 8. * 14.
Hoh. Lied. 459.
Jeſ. 7, 20.
— 7, 8. 9. 7.
— 53, 45. 76.
Jon. 3, 4. 321.
Obadiah. 15-20. 163.
Matth. 3, 11. * 137.
— 8, 17. 76.
— 12, 31 32. 272.
Joh. 1, 3. 10. 48.
— 51. 323.
— 5, 25. 63.
— 17. 397.
— 20, 17. * 62.
Apoſt. G. 13, 33. 333.
1 Cor. 8, 6. 48.
— 15. 57.
— 15, 33-55. 62, 63. 385.
2 Cor. 3, 6. 205.
— 17. 18. * 68.
Gal. 6, 8. * 67.
Epheſ. 3, 9. 48.
— 4, 3. * 67.
— 5, 9. * 67.
Phil. 4, 7. 508.
Col. 1, 8. * 67.
— 1, 16. 17. 48.
— 3, 11, 11. 310.
1 Theſſ. 5, 23. * 67
1 Tim. 3, 16. * 115.
Hebr. ganz 20.
Hebr. 1, 2. 49.
— 2, 3. 10. 21. ff. 29.
— 6, 2. 28.
— 9, 14. * 68.
— 11, 2. 28.
1 Petr. 3, 18. 19. 423.
2 Petr. 1, 16-21.
Juda Brief ganz * 69. f.
— 4. * 72.

Carl Wilh. Buirette von Oehlefeld 447.
Bullen in Coena domini und Unigenitus. 256.
Butigularen. 371.

Calender, deſſen Erfindung 143.
Canoniſationen. ſ. Heiligſprechungen.
Carl der Groſſe, ſucht die Kleriſey zu beſſern. 250.
Cebes, deſſen Gemählde überſezt 78.
Charactere der Menſchen, was ſie ſind? * 91. f.
Chriſtenthum, im Gegenſatz des Judenthums, was es ſey. 24.
Chriſtus. ſ. Jeſus.
Chriſtian I. K. v. Dännemark, wenn er ſtarb. 141.
Chronologie * 187.
Cicero. erklärt * 111. * 115.
Circularſchreiben des Herrn v. Hay. 211.
Coburger Gymnaſium, deſſen Geſchichte 118.
Concordienwerk, wie es dabey zugieng. 207.
Coniecturen, critiſche, von ihrem Werthe. * 113.
Culmbach, deſſen Geſchichte im 30iährigen Krieg * 90.

Dampf, was er iſt. 54.
Deutſche Sprache, ſollte beſſer gelernt werden. 518.
Dichtkunſt, von ihrer Würkung auf Denkungsart, Character und Neigung der Menſchen. 95.
Drohungen Gottes, ſind öfters bedingt, ohne daß dies gemeldet werde. 320.
Dunſt, was er iſt. 54.
Eichhorn, deſſen Meynung wegen der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte geprüft * 56.

Elſaß

Elsaß dessen ältere gelehrte Geschichte. 366.
Encyclopädie der schönen Wissenschaften 519
ἐπίδα 327.
Erlanger Gymnasium, dessen Geschichte. 111.
Ernesti, Joh. Aug. dessen Character und Leben. 66. f.
Eulrad, Abt, 399.
Euripides, dessen Hecuba 372. ob er Verfasser des Rheseus? 149.
Eutrop, erklärt * 107.
Eyde der ältern Völker und Juden 430.

Ferdinand I. Capitulation. 254.
Fortuna. 337.
Frank, H. G. dessen Leben. 480.
Frankreich s. Vormundschaft.
Friedrich I. K. v. Dännemark, wenn er geb. 144.
Geburtstäge s. Geschenke.
Gefühl, ist oft der Probierstein des wahren und falschen * 53. Anwendung desselben auf die heilige Schrift * 54.
Geistlichkeit, katholische * 116.
Generanus, Petr. dessen Uebersetzung der schmalkaldischen Artickel. * 1.
Genugthuung Christi. 75.
Geographie * 187.
Geschenke der Alten an Geburtstägen. 219.
Geschwächte Weibspersonen, in wiefern sie zu entschuldigen. 273. f.
Gesellschaften, Deutsche, von ihrem Zweck auf Academien. * 126.

Glaube

Glaube in Religionssachen, was er sey. 25. Dessen Grund. 25. Dessen Folgen. 26.
Gottesdienst, mittelbahrer und unmittelbahrer, wie er unterschieden. 57. 59.
Grazie in den Werken des Geschmacks, 446.
Griechische Sprache: Ob sie auf Gymnasien und Schulen gelehrt werden müsse? 83. * 182. und wie? 86. Ob sie ein Jurist lernen soll. * 132.
Hamburg, öffentliche Bibliothek daselbst. 375.
Hebräer, Brief an die — übersezt. 20. Innhalt desselben. 23.
Hebräische Sprache, wie sie auf Schulen getrieben werden soll. 43.
Heiligsprechungen der Päbste, nach den Jahr. * 149
Heurathsguth, der alten Deutschen. * 156.
Hippemolgier, 308.
Höllenfarth Christi. 421.
Hohlgläser, über die Erscheinung der Gegenstände durch sie. 236.
Hollsteinisches Wappen. * 140.
Homer, erklärt, 249. * 42.
Horatz, erklärt, 92. 121. des ersten Buchs achte und neunte Ode 339. Des ersten Buchs vierzehnte Ode. 202.
Hurenstrafe, Gedanken darüber und dawider. 276. f.
Jahre, ihre Erfindung. 145.
Idendität, was sie sey 129. in wie ferne sie bey den Menschen nach der Auferstehung statt finde. 131.
Jesus, Geschichte der drey lezten Lebensjahre desselben. * 146. ist Weltschöpfer 47. und daher Gott.

Gott. 47. was die Kirchenväter von seiner Menschwerdung dachten. 209. Dessen Auferstehung wider die Wolffenbüttler Fragmente vertheidigt. 102. f. Ob von dessen Auferstehung die gemeine Auferstehung abhänge? 157.
Irrthümer des gemeinen Volks, ob sie ihm zu benehmen? 121.
Isocrates, ob er in Schulen tractirt werden soll? 271.
Israel Ende dieses Königreiches. 19.
Juda Zustand dieses Königreiches unter Achas 13.
Judeneyd, 430.
Jupiters Trabanten. 242.
Justin, Bisch. v. Straßburg. 368.
Justinus, erklärt, * 112.
Kalender, s. Calender.
Kaufmann, nöthige Wissenschaften desselben 520.
Kirchenväter ihre Philosophie * 162. Quellen ihrer Glaubens- und Sittenlehre. * 165.
Künstler, wie er unterrichtet werden soll. 518.
Lateinische Sprache, ihre Vertheidigung. 467.
— leichterer Weg sie zu erlernen. 477.
Leß, dessen Meynung vom Gottesd. widerlegt. 57
Lucan, erklärt * 107.
Lucrez, über den Anfang seines Gedichtes. 442.
Magnet, woher dessen Kraft. 292.
Mamilius, 187. von dessen Gesetz überhaupt. 185.
Manes. 183.
Mangersreuth, ein Dorf. 418.

Ma-

Manaßes, K. in Juda. 17.
Maria Thereſia. * 147.
Joh. Matthäus, deſſen Leben und Schrift. 195. f.
Tob. Mayers, Handſchriften ſind für Göttingen gekauft. 247.
Monate, wenn ſie erfunden worden. 144.
Montanus, 182.
Moral, über das Studium derſelben und ihre Lehrer 341.
Moſaiſche Einrichtung, was ſie ſey? 24.
Moſes, über deſſen Schöpfungsgeſchichte. 359. er iſt ſelbſt der Verfaſſer davon * 53. was er für Quellen gehabt * 52. ob er eine doppelte Nachricht vereinigt habe? * 56.
משיח * 63.
Muhamed, 184.
Mutterlehren * 194.
Neoptolemus, deſſen Character beym Sophocles * 128.
Nigellus. 369.
Nonius. ſ. Vernier.
Andr. Fel. Oefeln Leben. 87.
Oribaſius. 464.
Otfried. 369.
Ovid erklärt. * 106.
Parallelismus der hebr. Poeſie. 438.
Pekah. K. in Iſrael. 13.
Petron erklärt, * 107.
Philoſophie, Ueberſicht derſelben. 239. Ob ſie auf niedern

niedern Schulen getrieben werden soll. 138.
Der Kirchenväter * 162.
St. Pirmin. 369.
Plinius, der jüngere, erstes Buch zweyter Briefe erklärt. 125. achtes Buch 26ter Br. * 129. dessen Panegyricus. 483.
πνευμα. * 66.
Popens Briefwechsel. 522.
πότος. * 63.
Präpositionen dienen im N. T. oft zu Umschreibungen. * 137.
Predigtamt, worauf sich dessen Achtung gründe 314. obs die Reformatoren herabsetzen. 313. Wie sie zu erlangen. 315.
Properz erklärt * 105.
Prospecte perspectivisch zeichnen zu lernen. 303.
Prüfungen, öffentliche, in Gymnasien, wie sie anzustellen. 285.

Quadrant, beweglicher, dessen Prüfung. 241.
Quellen, woher sie entstehen. 53.

Refractionen, astronomische. 246.
Refractions-Formeln, Tob. Mayers. 247.
Repotia, Festtäge der Römer. 326.
Rezin, K. in Syrien. 13.
Riga, von der dortigen Schule. 377.
Römische Geschichte. 436.
Rusticus sermo. * 157.

Saalfeld, Landesgeschichte * 89.
Saba, soll Aegypten und Aethiopien seyn. 331.
Satyre,

Satyre, ob sie Sitten beßre? 416.
Schielen, dessen Theorie 234. wie es abzugewöhnen. 237.
Schimmer, aesthetischer * 64.
Schleswigisches Wappen. * 141.
Schmalkaldische Artickel, deren latein. Uebersetzung von Generanus. * 1. f.
Schnellwaage, von der — im kaßelischen Zeughause. 298.
Schöpfungs-Geschichte, Traditionen davon 359. f. weiter Moses.
Schulen, ob da Gefahr für die Sitten ist? 79. da soll griechisch gelehrt werden 83. wie mit dem Hebräischen da zu verfahren 43. der Verbeßerung in Bamberg und Würzburg. 257. der alten Deutschen. 485.
Schulstudien-Plan, 411.
Seewasser, dessen Leuchten. 53.
Sefarad 178.
Sehen, was es heisse, wie es geschehe? 302.
Sephela 175.
Serenus Sammonicus. 463.
Simon Maus, ob er der Paracletos. 182.
Sittenlehre, s. Moral.
Sonnenfinsterniß den 14. Jun. 1779. 242.
—— den 17 Oct. 1781. 242.
Sternkunde, Zeitbuch derselben. 237.
Strafen, göttliche, über die Unendlichkeit derselben. 403.

Streitigkeiten der Kirche, wie die göttliche Vorsicht dabey walte. 319.
Sündfluth, philosophisch betrachtet * 183. soll durch einen Cometen bewürkt worden seyn * 186. Ob sie die Erde zerstört habe. * 55.
Syrien ob es ein mächtigeres Reich als Israel gewesen? 14. wie lange das Damascenische Reich gedauert? 15.

Tacitus, erklärt. * 111.
Täucher Glocke. 303.
Taube und Stumme, Bemühungen des H. Arnoldi um sie. * 26.
Thamuz ist Adonis * 36.
Theocrit, über dessen 11te Idylle. 119.
Trarbach, Gymnasium daselbst * 133.

Uebersetzung lateinische, der Bibel, warum ihr Gebrauch vernachläßiget worden. * 59. ihr Nutzen * 60. ihr Verhältniß gegen die LXX. * 61.
Uebersetzungen, über die neuern deutschen der Griechen und Römer, besonders von H. D. Bahrd. 496. 505.
Urtheil, falsches, über andere, dessen Gründe. * 91.

Valerius Flaccus erklärt. * 107.
Vellejus Paterculus erklärt. * 112.
Virgil erklärt * 107. über dessen 2te Ecloge. 119.
Vernier, Gebrauch desselben, und Absicht. 240.
Vernunft, (über die) was der Ausdruck in Religionslehren sagen wolle. 433.

Vor-

Vormundschaft der französischen Könige 379.
Vulgata s. Uebersetzung.
Wahres vom Falschen wird oft durchs Gefühl unterschieden. s. Gefühl.
Wappen, an wem sie der Kaiser ertheile. 222.
fremde, wie sie an andre überlassen werden. 229.
Wasser, dessen Eigenschaft. 52.
Weibspersonen, geschwächte, s. Geschwächte.
Wiedergebohrner, dessen Unterschied vom Tugendhaften. 32. 33.
Wiedergeburth, ihre Beschaffenheit. 31. wodurch sie bewürkt werde. 36. f. Rückfall aus derselben. 34.
Witterungsbeobachtungen, wie sie anzustellen. 248. von Erfurth im J. 1781. * 188.
Wochen, wenn sie erfunden worden. 144.